



# **TEMESCHBURGER HEIMATBLATT**

## **2019**









## EHRENTAFEL DER MEDIKAMENTENSPENDER

**HERTA FRANK** - Fürth  
**DR. JOHANNES GÄBLER** - Bergneustadt  
**MARIA GOMA** - Kirchentellinsfurt  
**DR. DIETER KOCH** - Karlsruhe  
**DR. INGEBORG POSER** - Metzingen  
**DR. JOACHIM SABIERAJ** - Eningen u.A.  
**DR. W. ALFRED ZAWADZKI** - Reutlingen



Herausgeber: **HOG TEMESCHBURG** e.V.

Druck: SAM media & ART - Reutlingen, September 2019

**TEMESCHBURGER HEIMATBLATT 2019; 30. Jahrgang**

Copyright: **HOG TEMESCHBURG** ALLE RECHTE VORBEHALTEN

Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes, Gestaltung, Layout und Redaktion:

**Dr. -medic stom. W. Alfred Zawadzki**, Obere Wässere 3-7, 72764 Reutlingen,  
Tel. 07121/ 240625; Fax: 07121/ 210736; E-Mail: [azawadzki@t-online.de](mailto:azawadzki@t-online.de);  
[Dr.W.Alfred-Zawadzki@t-online.de](mailto:Dr.W.Alfred-Zawadzki@t-online.de)

Folgende Lansleute haben aktiv mitgewirkt: **Ernst Alexander, Teresia Babau, Emil Banciu, Dr. Hans Dama, Patricia Eftimie, Michael Fernbach, Hans Fink, Dr. Hans Gehl, Franziska Graf, Anita Hockl-Ungar, Henriette Kakucs, Emanuel Knöbl, Walther Konschitzky, Helga Korodi, Elisabeth Kronenberger, Dr. Franz Marschang, Eva Marschang, Ernst Meinhardt, Altraut Ost, Renate Radetzki, Dipl.-Ing. Ines Reeb Gische, Horst Samson, Victoria Seibert, Henriette Stein, Radegunde Täuber, Dr. Arnold Töckelt, Brigitte Zawadzki, Erika Zawadzki, Remo Zawadzki, Dipl.-Ing. Almuth Ziegler, Roswitha Ziegler.**

Für den Inhalt der Beiträge steht der jeweilige Verfasser ein! Für konstruktive Kritik sind wir dankbar.

Bitte alle Leserbriefe an obige Adresse schicken.

Die Karikaturen sind von **Franz Bittenbinder**.

Alle anderen Grafiken, Kunstdrucke und Textsymbole sind von **Fred Zawadzki**



# EDITORIAL



Verehrte Damen,  
sehr geehrte Herren, liebe Landsleute,

unser neues Heimatblatt, das 19. seit der neuen Redaktion, wurde in den letzten Tagen für Sie fertiggestellt. Auf hundert Seiten werden Aktualitäten, Nostalgie und Heimathistorie, ehrenwert aufbereitet, um Sie zum Lesen und Genießen, aber auch zum kritischen Nachdenken und konkreten Mitmachen zu animieren.

Die Heimatexperten haben uns mit neuen Aufsätzen und Erlebnisberichten versorgt und wir konnten dadurch ein für Sie sicherlich lesenswertes Dokument erarbeiten, dass nebst altbewährten „Klassikern“ auch genügend Kunst und Kultur enthält und immerhin die Temeswarer „Aktualität“ mitberücksichtigt, die sich im Sinne der zu erwartenden europäischen Kulturhauptstadt elegant herausgeputzt, den Großteil seiner Straßen frisch gepflastert und seine Altbauten farbenfroh renoviert hat.

In diesem Jahr jährt sich zum 30. Mal die Befreiung des Ostblocks von der kommunistischen Diktatur. Grund genug auch für uns einen kurzen Rückblick auf die damaligen Gegebenheiten zu werfen, von denen wir ja selbst auch lange genug betroffen waren. Wir, die ehemaligen Ostblockkinder, die ja in „klein Wien“ aufgewachsen und mit einer gesunden Infrastruktur verwöhnt waren, die uns das Jahrhundert alte habsburgische Österreich hinterlassen hat, wussten was wir wollten und riskierten rotzfrech deshalb auch viel öfter den „Blick nach Westen“. Und gerade deswegen haben die Temeswarer als erste den langjährigen Gehorsam verweigert und im Dezember 1989 hier die Revolution gegen den Diktator Ceaușescu, und den verhassten Parteiapparat eröffnet.

Das „Geknirsche“ im immer träger werdenden sozialistischen Getriebe war ja schon Jahre vorher wahrge-

nommen worden und Grund genug sich von den „sozialistischen Brüdern“ wie die Tschechoslowakei, der D.D.R., Ungarn und Polen etwas abzugucken. Und im Endeffekt gebührt unser aller Dank in erster Linie einem reformierter ungarischer Pfarrer, der als erster für uns alle seinen breiten Rücken zum Schlag hinhielt und die „Lawine“ ins Rollen brachte.

*Es gilt auch weiter mein Apell - im Sinne der Zeitzeugenberichte der Nachkriegszeit und vor allem aus dieser frühgeschichtlichen Zeit des Umsturzes, - mir Ihre Erinnerungen, die Ihrer Eltern und Großeltern aufzuschreiben und zuzuschicken, um sie durch Veröffentlichung in unserem Heimatblatt ALLEN Lesern der HOG Temeschburg, aber auch anderen Heimatortsgemeinschaften, zugänglich zu machen. Und dies alles um aufzuzeigen, was REALITÄT war, was tatsächlich geschah, wer wen beklaut und umbrachte und vor allem um zu dokumentieren, dass wir, die Banater Schwaben, nach dem Krieg, in den 70er und 80er Jahren und auch noch vor dem Umsturz unter Generalverdacht standen und bei jeder Gelegenheit abgestraft wurden!*

Unsere stellvertretende Vorsitzende **Roswitha ZIEGLER**, überwacht akribisch unsere Homepage und hat Möglichkeiten geschaffen allen Anwärtern Auszüge von einzelnen Artikeln auch als PDF-Datei zukommen zu lassen. Sie ist jederzeit unter der E-Mail Adresse: **Rosy.Ziegler@web.de** erreichbar. Ihr, aber auch allen Mitgliedern unseres Vorstandes wie **Ines REEB GLISCHE, Helga KORODI, Altraut OST und Almuth ZIEGLER** gebührt ein besonderer Dank für die unermüdliche Arbeit zum Wohle unserer „Leseratten“ und an Heimatverbundenheit interessierten Temeswarer.

Bitte denken Sie daran, dass die **Geburtstage** seit Oktober 2018 nicht mehr von der HOG Temeschburg, sondern von der Banater Post inseriert werden.

Ein herzliches Dankeschön auch allen Vorstands-externen Mitarbeitern, meiner Familie und nicht zuletzt allen, die unsere Arbeit vertrauensvoll und fachlich unterstützt haben. In Erwartung Ihrer Anregungen, Vorschlägen, konstruktiven Kritik und Berichten, versichern wir Ihnen unsere Bereitschaft, auch weiter alles zu tun um die Gemeinschaft aller in der Welt verstreuten Temeschburger so lange wie nur möglich aufrechtzuerhalten!

Ihr Dr. W. Alfred Zawadzki



# INHALTSVERZEICHNIS

30 Jahre seit dem Zerfall des Kommunismus

Fred ZAWADZKI

Seite 4

## GESCHICHTLICHES

Interethnisches IV.

Hans GEHL

Seite 6

Dreieinigkeit: Lehre, Forschung, Produktion

Franz MARSCHANG

Seite 12

Aufbruch nach EUROPA

Uwe DETEMPLE

Seite 17

TEMESCHBURG anno 1911

Albert KAIN

Seite 20

Politische und wirtschaftliche Umstände

Hans FINK

Seite 22

Unsere BANATIA

Robert GLATT

Seite 25

## TEMESCHBURGER PERSÖNLICHKEITEN

Bürgermeister und Monograf

Walther KONSCHITZKY

Seite 27

Das Schweigen um BERWANGER brechen

Michael FERNBACH

Seite 30

Karl AGATSY wird 67

Franziska GRAF

Seite 33

Das Gesicht der SCHWABENPETITION

Radegunde TÄUBER

Seite 34

Hans WERESCH als Lehrer

Hans GEHL

Seite 42

Rudolf MAY in der Deportation

Helga KORODI

Seite 46

## KULTURELLES

Kulturverein Wien – TEMESWARER Josefstadt

Hans DAMA

Seite 48

Die Zeit verrinnt

Franz MARSCHANG

Seite 50

Sprachen in der LENAUSCHULE Teil II.

Helga KORODI

Seite 52

Kulturhauptstadtprojekt in Gefahr

Fred ZAWADZKI

Seite 58

Der Christbaumkauf

Norbert NEUGIRG

Seite 60

Lyrisches Eck:

Seite 61

## GESELLSCHAFT UND VEREINE

HOG-Spende an der Verein der Russlanddeportierten

Redaktioneller Beitrag

Seite 65

Emotionales über „POLI“ Temeswar

Ernst MEINHARDT

Seite 66

## GAUMENSCHMAUS

Cognac

Arnold TÖCKELT

Seite 68

REKASCHER Cognac

Fred ZAWADZKI

Seite 69

Rezepte aus der alten Heimat

Brigitte Ina KUCHAR

Seite 71

Der Segen der Langsamkeit

Fred ZAWADZKI

Seite 72

## TEMESCHBURGER JUBILÄEN UND JUBILARE

Geburtstagskinder 2019

Roswitha ZIEGLER

Seite 73

## ERLEBTES TEMESWAR

Der steinerne Reiter

Hans BOHN

Seite 76

Vier Jahre im „LENAU“ 1955-1959

Hans FINK

Seite 78

Mein Motorrad

Emil KNÖBL

Seite 81

Mein TEMESWAR

Henriette KAKUCS

Seite 83

Erinnerungen eines Fabrikstädter Tschibesers

Emanuel KNÖBL

Seite 87

Die nie wiedergefundene Zeit

Fred ZAWADZKI

Seite 90

Aktuelle Leserbriefe

Lisa KRONENBERGER

Seite 92

Erfassungsbogen für neue Mitglieder

Seite 96





## DREISSIG JAHRE SEIT DEM ZERFALL DES KOMMUNISMUS

von Fred ZAWADZKI

Anno 2019 jährt sich zum 30. Mal die Befreiung des Ostblocks von der kommunistischen Diktatur, die Befreiung des Einzelnen von den Gängelungen durch die Nomenklatura und des geistigen Lebens von der lähmenden Furcht der Parteidiktatur.

Nachdem jahrzehntelang zwischen der marxistischen Wirtschaftstheorie und der realen ökonomischen Praxis kein Konsens gefunden werden konnte, und die Einsicht darüber immer konkreter wurde, krachte der bürokratischen Überwachungsstaat in sich zusammen und strandete grandios an den nicht erfüllten Spitzfindigkeiten der prekären sozialistischen Lehre und ihrer Indoktrinations-Versuche. Die von Marx, Engels, Lenin und Stalin propagierte Gleichsetzung aller Menschen, erwies sich als nicht durchsetzbar, schon wegen der natürlichen Biologie der menschlichen Rasse und der Verschiedenartigkeit derer Bestrebungen und Bedürfnisse. Zum Glück gab es auch Leute wie Michail Gorbatschow, die, spät, aber doch, die Zügel aus der sozialistischen Verkrampfung losgelassen und den Bürger ermöglichten ihr ideologisch vermurkstes Leben wieder selbst in die Hand zu nehmen.

Das von außen aufgezwungene, totalitäre System des „realen Sozialismus“ erwies sich als wirtschaftlich nicht überlebensfähig. Von wegen „Sieg der vernünftigen Politökonomie“. Die schon zu Zeiten ihrer Genese auf schwachen Füßen stehende Wirtschaftsideologie von Karl Marx und Friedrich Engels, auch noch dogmatisch eingeengt von Vladimir Iljitsch Lenin, war schon durch die falsche Rollenverteilung zum Scheitern verurteilt.

Wie sollte ein Politbüro oder ein daraus erwachsener Diktator – ohne notwendige Wirtschaftskenntnisse – entscheiden können, welche Produktivkräfte sich entwickeln durften und welche nicht? Die daraus erlassende Willkür hatte nur Chaos, Mängel und Rückständigkeit zur Folge und führte zu einem geschichtlichen „Paradoxon“: das System, das behauptete die Wirtschaft in den Mittelpunkt zu stellen, versagte - nicht nur ideologisch - just auf diesem Gebiet!

„Geknirsche“ im sozialistischen Getriebe gab es in den Ostblock-Bruderstaaten bereits 1953 in der DDR, 1956 in Ungarn und den sogenannten „Prager Frühling“, 1968 in der damaligen Tschechoslowakei. Alle diese pseudo Volksaufstände wurden mit Gewalt niedergeschlagen und hatten in der betreffenden Zeit keine Chance etwas zu verändern. Die Nomenklatura war derart erstarrt, dass sie um ihr Machpotential fürchtete und alle notwendigen - auch militärische - Mittel dafür einsetzte. Nach der KSZE-Vereinbarung aus 1975 konnte der Ruf nach der Verwirklichung der Menschenrechte nicht mehr so leicht mit den Füßen getreten wer-

den und die entsprechenden Politbüros hatten ab sofort keine sowjetische Rückendeckung mehr. Die polnische Gewerkschaft unter Lech Walesa setzte 1980 erste Akzente, die tief ins sozialistische Bruderfleisch schnitten. Den Rest ließ Gorbatschow nach seinem Machtantritt 1985 geschehen. Kritik am System wurde immer offener geäußert, die Zerfallsspirale gewann immer mehr Dynamik und schließlich gingen die Massen auf die Straße.

Temeschburg war die erste Stadt Rumäniens, in der die Menschen für Rechte und Meinungsfreiheit demonstrierten. Ungarn, Deutsche, Rumänen, Serben und alle in Temeswar präsenten Nationalitäten versammelten sich am 16. Dezember 1989 vor der reformierten Kirche, am Platz der heiligen MARIA, am Knotenpunkt zwischen Josef- und Elisabethstadt, um die Zwangsversetzung von Lázló TÖKES, eines ungarischen Pfarrers zu verhindern und legten somit den Grundstein für den Regierungsumsturz der sich bis zum Jahresende vollziehen sollte. Trotz versuchter Repressalien seitens der Obrigkeiten, Miliz und Securitate, überwand die jahrzehntelang unterdrückten Bürger ihre Ängste, blockierten die Betriebe und mobilisierten über 20.000 Personen, die auf dem Temeswarer Opernplatz versammelt, ihren Unmut friedlich zum Ausdruck brachten. Trotz Schießbefehls und scharfer Munition gelang es den „Aufständischen“ die Armee auf ihre Seite zu ziehen und ein Blutbad zu verhindern. Dabei riefen sie *„Die Armee ist auf unserer Seite“* und *„keine Gewalt“*. Trotz allem, wurden in Temeswar und Umgebung mindestens 40 Tote gezählt und 832 Personen (darunter 140 Minderjährige) verhaftet. Es waren 716 Rumänen, 82 Ungarn, 19 Deutsche, vier Serben sowie 11 Personen anderer Nationalität.



**Die reformierte Kirche am Temeswarer Marienplatz, in der Pfarrer TÖKES seinen Widerstand organisierte.**

Fotoarchiv: Fred Zawadzki



Für die Banater Schwaben war es eine Art „Stunde Null“. Vorbei der Horror der Kaderrealität, vorbei der wahnwitzige Personenkult um den „Conducator“, aus für die verlogenen Parolen, die gekünstelte Zeitungspropaganda und die kulturellen Klassen-Kampf-Vorgaben durch die kommunistische Partei.

Die dichten Bärte der Marx-Engels und Lenin-Ideologie waren schneller abasiert als man das Wort „Kaderrealität“ hätte aussprechen können. Sogar das rumänische Wappen wurde aus der Nationalflagge ausgeschnitten und die Kartons und Parteibanner mit den überspannten Parolen auf der Straße verbrannt. Das strenge Korsett der Nomenklatura konnte befreit abgeworfen werden und die gepackten Koffer warteten darauf ins Auto oder in die Bahn verfrachtet zu werden, um dem sozialistischen Hemdchen so schnell wie möglich zu entsteigen. Wer noch keinen genehmigten Ausreiseantrag hatte, bemühte sich mit allen Mitteln den zu bekommen. Die Aufbruchstimmung erfasste das ganze Banat und auch Siebenbürgen. In den kommenden Monaten verließen 111.150 Deutschstämmige fluchtartig das Land. Die „Panik“ erfasste sogar die rumänische Bevölkerung, die selber durch jahrelanges Misstrauen und mangelndes Vertrauen auch keine Hoffnung mehr hatte sich und ihren Kindern eine stabile Zukunft zu garantieren.

Da half weder die am 21. November 1991 verabschiedete neue rumänische Verfassung, welche die Gleichheit aller Bürger und das Recht der nationalen Minderheiten auf die „Bewahrung, Entwicklung und Äußerung ihrer ethnischen, kulturellen, sprachlichen und religiösen Identität“ versprach, noch der am 21. April 1992 unterzeichnete Vertrag über die Freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Rumänien.

Keiner traute den angeblich international abgesicherten Versprechen, rechtliche, politische und wirtschaftliche Bedingungen für das künftige Bestehen der deutschen Minderheit in Rumänien zu verbessern. Zu oft wurden Zusicherungen nicht eingehalten und viel zu lange wurde die Gutmütigkeit und die Arbeitsmoral unserer Landsleute ausgenutzt.

Entgegen der Euphorie des Revolutionsjahres 1989 erwiesen sich die Gräben, die der Eisernen Vorhang und der Kalte Krieg in politischer, wirtschaftlicher und auch gesellschaftlicher Hinsicht in Europa hinterlassen hatten, als sehr tief.

Der von vielen erwartete schnelle Aufschwung ließ auf sich warten. Die Arbeitsmoral der ehemals sozialistischen Bürger, war praktisch nicht mehr vorhanden. Wirtschaftlich bewanderte Akademiker unkten, dass mindestens zwei Generationen noch daran zu knabbern hätten, bis der marktwirtschaftliche Hunger neues Verantwortungsbewusstsein schafft, das international konkurrenzfähig ist.

Außerdem wurde erst nach dem Zusammenbruch klar, wie marode die künstlich hochgelobten Industrieanlagen der ehemaligen sozialistischen „Planwirtschaft“ waren.

Gegenwärtig leben nur noch wenige Banater Schwaben in Rumänien. Wenn man in Betracht zieht, dass der überwiegende Teil der Zurückgeblieben überaltert oder mit nicht deutschen Ehepartnern verheiratet ist, ergibt sich keine optimistische Perspektive. Vor allem die Dorfgemeinschaften, die einst die Volkserhaltende Basis stellten, haben sich größtenteils oder ganz aufgelöst. Häuser, Denkmäler und Anwesen sind teils- oder ganz zerfallen oder heruntergewirtschaftet und eine neue Generation von Deutschen wächst Gegenwärtig nicht heran. Nach einer fast 300-jährigen deutschen Präsenz unserer Bevölkerungsgruppe, kann der Ausklang bedrückend wirken, doch die meisten von ihnen haben in ihrem Mutterland eine neue Heimat und eine neue Zukunft gefunden.

Der Herbst 1989 wird in den Geschichtsbüchern gleichrangig neben den Revolutionsjahren 1789, 1848 und 1918 stehen.

Die Ostblock-Staaten haben sich nach der Selbstauflösung des globalen kommunistischen Blocks neu orientiert. Es bleibt abzuwarten ob es den Sozialismusgeschädigten Bürgern im 21. Jahrhundert gelingt den Proleten-Balast komplett abzuschütteln und sich den marktwirtschaftlichen Herausforderungen gebührend anzupassen. Aber es gibt noch genug unerzählte Geschichten über die politisch-historischen Hintergründe, die Menschen voneinander trennten und sowohl reale als auch symbolische Mauern, auch ohne kalten Krieg und eisernem Vorhang. Und diese gilt es abzubauen! Doch ein jeder, der seine alte Heimat liebt, sollte sich fragen ob uns die Gegenwart reicht, oder wir auch noch die Zukunft dazu brauchen!

Wir, die Temeswarer, hängen auch Dreißig Jahre nach dem Sturz des Kommunismus, noch immer an unserer alten, stark gebeutelten und auf viele Proben gestellte Vaterstadt. Für uns ist sie noch immer „Klein WIEN“, für uns schwimmt immer noch Nostalgie auf dem Erinnerungsschaum der facettenreichsten Stadt Rumäniens, ein Ort der Inspiration für unsere Emotionen, Gedankengänge und Kindheitserinnerungen. Aber auch für unsere Zukunft und auch die unserer Kinder. Und wir sind auch Europäer, und helfen deshalb mit, unser altes, neues Temeswar, mit renovierten Häusern und frisch geteerten Straßen, als Europas Kulturhauptstadt 2021, als Beispiel der Menschenzusammenführung, Weltoffenheit und Toleranz dem ganzen Kontinent zu etablieren.



# INTERETHNISCHES ZUSAMMENLEBEN ( 4. )

von Hans GEHL

## 4. Lebensart

Zur Zeit der Ansiedlung der Donauschwaben in Südosteuropa herrschte ein verständliches Misstrauen zwischen den neuen Dorfbewohnern und der alteingesessenen Bevölkerung der Nachbargemeinde bzw. des alten Dorfteils, wenn die Siedler in den neuen Dorfteil einzogen. Genährt wurde diese Verständnislosigkeit und feindselige Einstellung durch die mangelnde sprachliche Kontaktmöglichkeit und die stark abweichenden Lebens- und Wirtschaftsweisen. (Ähnliche Fälle sind keine Seltenheit beim gegenwärtigen massiven Zuzug von Flüchtlingen aus fremden Lebens- und Kulturkreisen).

Falls sich die deutschen Bauern bei der Banater Landesadministration beklagten, dass die Rumänen oder Serben ihr Vieh unbeaufsichtigt in ihren Gärten und Feldern streunen ließen, kam es schon mal vor, dass diese "Nationalisten" in Dörfer mit vorwiegender Viehzucht und extensivem Ackerbau umgesiedelt wurden. Interethnische und interkonfessionelle Ehen sind bis ins 20. Jahrhundert wegen der großen mentalen Unterschiede eher eine Seltenheit, und der eingetragene Partner musste sich der Mehrheitsgruppe anpassen. Um späteren Schwierigkeiten vorzubeugen und den wirtschaftlichen Start der deutschen Ansiedler zu erleichtern, legten die kaiserlichen Beamten in der zweiten Siedlungsperiode (1763-1772) vor allem eigene deutsche Gemeinden an, in denen Vertreter anderer Volksgruppen in geringer Zahl, vor allem als Knechte und Viehhüter, aufgenommen wurden.

Wir setzen die Reihe von Betrachtungen zum interethnischen Zusammenleben und besonderen Lebensformen mit weiteren Beispielen von aufschlussreichen "Wanderwörtern" fort. Zitate mit Quellenangaben und Beispiele aus meinen Interviews in den sechs donauschwäbischen Siedlungsgebieten zu diesen Themen, alle - einschließlich der entsprechenden Lokaldialekte - sind alphabetisch geordnet nachzulesen in meinem vierten Wörterbuchband:

HANS GEHL 2005: Wörterbuch der donauschwäbischen Lebensformen. (Schriftenreihe des IdGL, Band. 14), Stuttgart, Franz Steiner Verlag.

Zitiert wird auch aus meinem Volkskundeband:

HANS GEHL 2003: Donauschwäbische Lebensformen an der Mittleren Donau. Interethnisches Zusammenleben und Perspektiven. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 205. Kapitel: Nationale Abgrenzung und interethnischer Austausch, S. 259-275.

Heimat umfasst eine vertraute Gegend und bekannte, befreundete Menschen, die Landsleute genannt werden.

## *Landsmann, ein guter Mensch von daheim*

Einwohner der gleichen Landschaft und derselben (auch verschiedener) ethnischen Zugehörigkeit.

Wortbelege: m, landsman, -loit [in bairischen Dorf- und Stadtdialekten]; lantsman, -lait [in rheinfränkischen. Dorfdialekten]

Satzbelege: Ich wünsch alle Landsleut weiterhin gute Gsundheit. [Neu Pasua] Die Landsleut ham gwusst, dass des deutsche Gräber sind. [Werschetz] Un dorch des alles is des aach de Roman vun mei Landsleit. [Dolatz, Ludwig Schwarz] Bam Heimattreffe find me die Landsleit, es is schon e Stickl Heimat dabe. [Nitzkydorf] Volkskunde: Bei landsmannschaftlichen Treffen der ausgesiedelten Donauschwaben leiteten die Sprecher ihre Rede nicht selten mit der dialektalen Anrede: Liewe Landsleit ein. Das Bindeglied der meistens weit verstreuten Aussiedler war die gemeinsame Herkunft und die Erinnerung an den gemeinsam verbrachten Lebensabschnitt. Der Begriff Landsmann macht vor ethnischen Grenzen nicht halt, wie der Banater Dichter Hans Diplich mitteilt. Er erhielt vom früheren Rektor der Klausenburger Universität, Constantin Daicoviciu, einen Dankesbrief dafür, dass er (in Deutschland) rumänische Volksdichtung ins Deutsche übertragen hat.

Darin steht der bemerkenswerte Satz:

- "Es freut mich sehr, dass wir beide Banater sind - Landsleute - wie wir sagen." Dabei gebraucht der Hochschulleiter das deutsche Lehnwort *lantmani* eine rumän. Pluralform mit dem nachgestellten Artikel -i, nach deutsch Landsleute. Diplich kommentiert, dass dieser rumänische Begriff über anderen entlehnten rumänischen Standesbezeichnungen wie *pauăr* 'Bauer' und *maistur* 'Meister' steht und alle Einzelpersonen und Stammesgruppen aus demselben Wohngebiet integriert. Das gleiche Herkommen steht hier über den verschiedenen Sprachen und Ethnien. Nicht selten bedauern die Rumänen die Aussiedlung ihrer deutschen Bekannten und Freunde.

(Hans Diplich: Beiträge zur Kulturgeschichte der Donauschwaben. Homburg/Saar 1975, 207 f.)





## Heimattreffen, Landsmännin, Landsmannschaft

### Landsmännin

Einwohnerin der gleichen Landschaft und derselben (aber auch verschiedener) ethnischen Zugehörigkeit-Wortbelege: f, lantsmenin [verbreitet, in allen Dialekten]

Satzbeleg: Ich hann zu Allerheiliche en Landsmann und e Landsmännin aus Bogarosch, die Bäsl Leni, ufsuche wille. [Bogarosch]

Verweis: Landsmann

### Landsmannschaft

Zusammenschluss von Heimatsvertriebenen und Flüchtlingen aus derselben Herkunftsgemeinde (HOG), dem gleichen Herkunftsgebiet, lantsman[af, -n [in bairischen Stadtdialekten V]; lantsmanaft, -ə [in rheinfränkischen Dorfdialekten]

Satzbeleg: Die hamm ihre eigene Landsmannschaft und so Stammtische, wo se zusammenkommen. [Werschetz] Landsmann, Sprecherin, Stammtisch.

### Prieten, ein besonderer Freund

Wortbedeutung: Vertrauter von befreundeter Familien in ethnisch verschiedenen Nachbargemeinden.

Wortformen: pret[lin, -s [in Banater Heckenge-meinden]; bret[lin, Pl. id. [im Banater Bergland]

Satzbelege: "Pretschin", des is Freund, des sin Leit aus die Derfr um Bakowa, mit deni wu mr sich gut versteht (...) Die Leit hann in mehr Derfer "Pretschins" ghat, awer aane, mit dem hann se sich am beschte verstant, des war so ihr Interessenvertreter in seim Dorf. (...) Un wann gebaut is wor, sein se helfe kumm. Mei "Pretschin" is aa kumm, paar Täch. Un jetzt gsieh ich, is'r mit meim Seppi aach schun "Pretschin". Des geht so weider. [Bakowa] (Aus Walther Konschitzky: Wirtschaftsbeziehungen zu den "prieten". In: Hans Gehl: Handwerk und Brauchtum (...), Temeswar 1975, S. 63 f.

Etymologie: Entlehnung aus rumänisch prieten 'Freund' Volks- und Sachkunde: Freundschaftliche Beziehungen zwischen ethnischen Gruppen mehrsprachiger Nachbardörfer bestanden seit vielen Generationen und erstreckten sich auf alle Lebensbereiche, allerdings mit unterschiedlicher Ausrichtung und Intensität. In den Ortschaften der Banater Ebene hatten die Schwaben durch ihre intensive Landwirtschaft ein reicheres Angebot an Erzeugnissen und Dienstleistungen. Dafür arbeiteten die "Pretschins" und ihre Familien Tagewerke auf den Feldern der Deutschen oder leisteten Fuhrdienste; zuweilen verdingten sie einen Sohn oder eine Tochter in

einer schwäbischen Wirtschaft. Der deutsche Maurer baute den Rumänen Häuser, die nun denselben Grundriss aufwiesen wie die im deutschen Dorf, mit demselben "Barockgiebel" und sogar mit denselben Verzierungen. Schwäbische Frauen malten auch rumänische Häuser mit ihren üblichen Schablonenmustern aus und deutsche Wagner fertigten ihnen die Wagen und Arbeitsgeräte. Dagegen verkauften die Rumänen schöne Pferde, Ferkel u. a. Haustiere.

- Doch die Beziehungen zwischen den ethnischen Gruppen gingen weit über das wirtschaftliche Element hinaus. Das beweisen gelegentliche interkonfessionelle Ehen zwischen orthodoxen Rumänen und katholischen Schwaben, wobei die eingeheirateten Partner die Lebensweise und Sprache des neuen Umfeldes annahmen. Im Umgang zwischen verschiedenen Ethnien wurde die Eigenart der anderen geachtet: Die Bezeichnungen Walachen für Rumänen und nemți (statt germani) für Deutsche hat hier keine abwertende Nuance, wie es sonst häufig vorkommt. Es wurden fremde Kleidungsstücke samt ihren Bezeichnungen entlehnt, was gelegentlich zu harmlosen Neckereien bezüglich der Kleidung und Sitten führte, doch man hatte Achtung und Verständnis für das ethnische, kulturelle und geistige Anderssein. (Hans Gehl/Maria Purdela Sitaru: *Interferenzen in Südosteuropa*. Tübingen 1994, 35)

- Die "Deutschböhmen" des Banater Berglandes kamen schon bei ihrer Ansiedlung im 19. Jahrhundert in Kontakt mit den benachbarten Rumänen, denn wegen des hereinbrechenden Winters mussten sie im Tal in rumänischen Siedlungen überwintern. Diese Freundschaft aus den schweren Zeiten des Neubeginns übertrug sich von den Vätern auf die Söhne und setzte sich bis zur Aussiedlung fort. Sie äußert sich durch gegenseitige Besuche bei Hochzeiten und Kirchweihfeiern, während Ausflügen und Marktfahrten. Seit der Ansiedlung bestehen zwischen vielen deutschen Familien zu ihren rumänischen prieten 'Freunden' gute wirtschaftliche und zwischenmenschliche Beziehungen, die sich im Warentausch, z. B. Kartoffeln, Wagenleitern u. a. Holzwaren gegen Mais, Heu usw., in gegenseitigen Besuche zur Kirchweih und Hochzeiten, ja sogar in Patenschaften äußerten. (Josef Schmidt: *Die Deutschböhmen im Banate*. Timișoara 1938, 214).

- Konschitzky verweist auf die Verlässlichkeit dieser Vertrauensleute: "Des war de richtiche 'Pretschin', bei dem wu mer sei Sach oder sich selwer hat versteckle kenne, wann schweri Zeide ware. Des war dann de richtiche Freind. - Un die ware stolz uf ihre 'Pretschins', un wann mer zu ihne kumm is, die hann am gut bedient, mitm beschte, was se ghat hann! Die sinn uff die Kerweih doher zu uns kumm un uf die Hochzeide eingelad wor, un die Leit vun do sein niwer zu ihne uff die 'Ruga' [Kirchweihstag] un uf die Hochzeide gang. Ich war aa." (Walther Konschitzky: Wirtschaftsbeziehungen [...])



1975, 64 f.)

- Die ursprünglichen gutnachbarlichen Beziehungen der Banater Bergbauern wurden durch wirtschaftliche Notwendigkeiten gefördert. Die Abgeschiedenheit in der Bergwelt führte zum Austausch von Gütern und Informationen. Die Deutschböhmen brachten Kartoffeln in die rumänischen Ortschaften und tauschten sie um Brotgetreide und Futtermais. Deutsche Handwerker boten Arbeitsgeräte an und erhielten von den Rumänen aus den Nachbardörfern Pflaumenschnaps, Nüsse und Äpfel. Der Tausch wurde häufig an den Kirchweihagen abgewickelt werden, wenn die Gäste bei ihren "Bretschine" übernachteten und die Kinder beschenkten.

Man berichtete über Geschehnisse aus seinem Dorf und aus seiner Umgebung, gab Hinweise auf vorteilhafte Kaufgelegenheiten und Maßnahmen der Finanzbeamten usw., wobei sich die Partner der rumänischen Landessprache bedienten.

### **Tauschkind - immer in guten Händen**

Wortbedeutung: Kind oder Jugendlicher, der sich zum Erlernen einer lokalen Fremdsprache in einem Nachbardorf aufhält.

n, tau[k]hind, -ə [in bairischen Dorf- und Stadtdialekten, in Galscha und Sanktanna]; tau[k]hind, -a [in bair. Dialekten, Ungar. Mittelgebirge]; tau[k]hint, -khinər [in Banater rheinfränk. und süd-fränk. Dialekten]; tau[k]hint, -khinr [in Banater und Batschkaer rheinfränkischen Dialekten]; tau[k]hint, -khinə [Schowe, Siwatz]; tau[k]hent [Marok]; tau[-]khen [Kleinnahring, Lantschuk]

Satzbelege: Die Tauschkinde ham die fremdi Sproch glänt. [Wudigeß] Die Tauschkenner senn uff e Johr in die Nochbersdärfe gang. [Lantschuk] E Tauschkind hot in de Summerfärien in e Nochbesgemeinde glänt un hot bei e ungarische oder ratzische Familie gwohnt. [Milletitsch] Die Tauschkinder bzw. Tauschbuben spielten eine wichtige Rolle in der Vermittlung von Sprachkenntnissen und kulturellen Besonderheiten. In der Batschka waren es Kinder, die wäh-rend der zweimonatigen Sommerferien einer befreundeten Familie in einer ungarischen oder serbischen Familie anvertraut wurden, um hier die fremde Sprache zu erlernen, während junge Ungarn und Serben auf diese Weise Deutsch lernten. Ein Austausch war auch zwischen deutschen und serbischen Handwerkslehrlingen üblich.

- Manche Kinder wurden in Ungarn für ein ganzes Schuljahr in eine Nachbargemeinde geschickt, wo sie wie die eigenen Kinder gehalten und erzogen wurden. Mädchen dienten zeitweise bei ungarischen oder serbischen Beamten in der Stadt, führten ihnen den Haushalt und erlernten so deren Sprache. Andererseits verdingten sich in deutschen Gemeinden häufig unga-

rische und serbische Knechte und Mägde.

- Für junge Männer war der Militärdienst eine Möglichkeit, seine Kenntnisse der Staatssprache zu vervollständigen. Diese Sprachkenntnisse waren für die wirtschaftliche Beziehungen nötig, führten aber selten zu Mischehen, denn der Feldbesitz der jungen Paare sollte möglichst innerhalb der Dorfgemarkung bleiben. Den Mischehen standen auch die verschiedenen Konfessionen im Wege und konfessionelle Barrieren wegen schwerer als ethnische. (Hans Gehl: *Donauschwäbische Lebensformen*. Stuttgart 2003, 264 f.)

Verweise: Kind, Prieten; tauschen.

### **Herr - eine vielfältige Respektsperson**

Wortbedeutung 1: Anrede für Intellektuelle und Bürgerliche, im Gegensatz zu Landwirten.

Wortbedeutung 2: Geistlicher (Herr); katholischer Pfarrer und Kaplan

Wortbelege: här, -n [in bairischen Dorf- und Stadtdialekten]; här, -ə [in rheinfränk. und schwäbischen Dorfdialekten]

Satzbelege: An em Marktach geht e Bauer e Restaurant, un der Kellner froot ihn: "Was wünscht der Här?" Schau, denkt sich der Bauer, är macht sogar a "Här" aus mir! [Bogarosch] Här Maasta, die Arbeit is färtig, soll me anfangen repariern? [Reschitza] Im Kriech hat de Här Pharre ohne Ängschter gepredicht un is ins Arrescht kumm. [Wetschehausen] Der Här un de Lähre hat des Weihnachtsgspiel mit de Kinde einglänt. An Dreikenich isch der Här un vier Minschrante rumgloffe, d' Heiser eiweihe. [Scheindorf]

Etymologie: das Wort ist seit dem 8. Jahrhundert belegt, aus mhd. herre, hërre, ahd. hërro, hërëro, eigentlich der Komparativ zu hehr 'erhaben'. Seit der gleichen Zeit als Subst. verwendet im Anschluss an lat. senior in gleicher Verwendung (das eigentlich 'der ältere' bedeutet). Ebenso altfriesisch hëra, während altengl. hearra und altnordisch herra, harri, herri aus dem Deutschen entlehnt sind. Im Anschluss daran Herren- in Komposita: eigentlich 'den Herren (Adeligen) vorbehalten, dann häufig für 'besser, hochstehend'. Davon das Adj. herrisch. (Friedrich Kluge: Etym. Wb. 1999, 371)

Wörterbuchbelege: Schw.Wb. III 1478-1485: Herr, der höher stehende, 1. 'Gott, Christus', Gott der Herre, ebenso der Herr(e) Gott (s. Herrgott), 6. Herrle 'kathol. Geistlicher', schwäbisch allgemein südlich, 7. 'der vornehme, sozial und kulturell höher stehende Herr im Gegensatz zu den "kleinen Leuten" oder zur ländlichen Bevölkerung', 8. in der Anrede und als Titel. Ursprünglich nur Prädikat der Vornehmen: Lehensherren, auch





Geistliche, auch Bürgerliche, überhaupt Höher-stehenden erhielten schon Ende des Mittelalters, den Titel Herr;

- Rhein.Wb. III 554-557: 1. 'der Hehrere', a. 'Gott, Christus', "use Herr on Gott" (s. Herrgott), e.: 'katholischer Geistlicher' auf dem Lande allgemein in der Diözese Trier; die Bezeichnung reicht auch in die Erzdiözese Köln hinein, sonst hier "Geistlicher".

### **Herrenhaus**

Wortbedeutung: Pfarrhaus einer Gemeinde  
Wortbelege: häre'haus, -'haizə [in schwäbischen Dialekten]

Satzbelege: Also semmer gsaai (gewesen) im Härrehaus, aso im Pfaarhaus, då semmer zwoi-drui Familie in der Stube gsaai. [Scheindorf]

Volkskundliches: Nach der Rückkehr von der kriegsbedingten Flucht waren die leerstehenden Häuser in der Sathmarer Gegend von rumänischen Neusiedlern besetzt, so dass die früheren Eigentümer zuerst notdürftig im Pfarrhaus und in der Schule untergebracht wurden.

### **Herrisch**

Wortbedeutung: in Sprache, Kleidung und Brauch an den Intellektuellen ausgerichtet

Wortbelege: häri [verbreitet in ländlichen Dialekten]; hä:ri [selten, in rheinfränkischen Dorfdialekten]

Satzbelege: Besser zigeunerisch gefahr as wie herrisch geloff. [Schowel] Mir hamm in langi Kleider getanzt, weil mer schun härrisch ware. [Marienfeld] Des wor meh far die Modi, weil die schwowische Medle hann ke härrische Kleide åghat. [Orzidorf] Ase, im Gwand is aa Undeschied gwest. Wal die Härrische henn sich schun härrischer aazoge. [Sanktanna]

Wörterbuchbelege: Lothar Blickling: Wb. Großsanktnik. 2002, 70: z. B. härrisch redə "Hochdeutsch, nicht in Dialekt reden", härrisch on sin 'städtisch, nicht in Tracht gekleidet sein'.

### **Herrischer**

Wortbedeutung: Intellektueller, Studierter  
Wortbelege: häri'ær, häri'æ [in Banater südfränkischen Dialekte; he:ri'ær, he:ri'æ [in rheinfränkischen Dialekten]

Satzbelege: Die Hehrische aus der Stadt hann sogar uff dem Eis tanze kenne. [Großsanktnik] Dart find me aa noch die Stedtle, wu me gekennt hat, die Härrische. [Nitzkydorf] In Santanna hat me die Leit so in drei taalt:

die Härrische, die Professioniste, un not senn die Baure gwest; fun drei Schichte also die Leit gwest. [Sanktanna]

Sprachliche Erläuterungen: Im Dialekt wurden nur die Härrischen als 'Herren' bezeichnet, alle anderen, besonders die Arbeitgeber, waren Häär, z. B. "mei Häär un mei Frau sin kä Hehrische". Ein Härrischer war ursprünglich ein "hehrer" (ein höher gestellter) Mensch, nicht in Tracht gekleidet und nicht Dialekt sprechend. (Lothar Blickling Wb. Großsanktnikolaus. 2002, 70)

### **Herrschaft**

Wortbedeutung: Grundherrschaft, Grundherr mit seiner Familie

Wortbelege: här'raft, -ə in [rheinfrk. Dialekten]  
Satzbelege: Un do in den stockhoche Haus, dort war die Herrschaft. [Kleinbetschkerek] Un des warn Meierhef, Härrschaft. (...) Do war die San-Marco-Pušte, die Härrschaft. [Wiseschdia]

Wörterbuchbelege: Pfälz.Wb. III 881: 1.a. 'Dienstherr des Gesindes mitsamt seiner Familie'; Süd-hess.Wb. III 340; Rhein.Wb. III 568; Bad.Wb. II 645 f.

### **Herrschaftsfeld**

Wortbedeutung: früherer Besitz der Grundherrschaft  
Wortbelege: här'raftsfelt, -feldər [in hessischen Dialekten in der Schwäb. Türkei, wo Gutsherren ihre Leibeigenen ansiedelten]

Satzbelege: Ofm Feld liecht es frihære Phoarræsfeld, æs Häerschaftsfeld on æs Pußtafeld. [Feked] Do woar æs Härrschaftsfäld, es Pharrafäld un æs Klääheislärfäld. [Jink]

Volkskundliches: Die Herrschaftsfelder wurden im Laufe der Zeit von der jeweiligen Grundherrschaft verkauft. Reiche Bauern konnten sich da-von Grundstücke kaufen. Durch verschiedene Bodenreformen wurden auch Felder früherer Grundherrschaften den berechtigten Bauern zugeteilt.

### **Herrgott**

Wortbedeutung: Gott, der Herr  
Wortbelege: m. härgot nur Sg. [in bairischen Dorf- und Stadtdialekten]; härkot [in rheinfränkischen Dialekten]

Satzbelege: Där stehlt unserm Härrgott de Tag ab (ein Faulenzer). [Schowe] Unse Härrgott tut ne hart strofe. [Billed] Was der Härrgott will ärhülle, wärd weder verfriere noch verkalle (kalt werden). [Gottlob] Bei unserm Härrgott is alles meglich. [Liebling]



Etymologie: Vgl. Herrgott aus: Herr, der höher stehende, 1. 'Gott, Christus', Gott der Herre, ebenso der Herr(e) Gott. (Schw.Wb. III 1478); Herr: 1. 'der Hehrere', a. 'Gott, Christus', "use Herr on Gott". (Rhein.Wb. III 554)

Wörterbuchbelege: Pfälz.Wb. III 871-873; Südhess. Wb. III 335-339; Bad.Wb. II 642 f., Schw.Wb. III 1495-1498; Lothar Blickling, Wb. Großsanktnik. 2002, 72: im Dialekt wird nur selten das Simplex Gott verwendet; vgl. Herrgotts 'Spitzname der Familie Weber', wohl nach einem Dorfkreuz vor deren Haus.

Volkskundliches: Die Donauschwaben waren bis ins 20. Jahrhundert, in der Regel gottesfürchtige, ihrer katholischen bzw. evangelischen Kirche zugetane Menschen. Daher die Vielzahl der Got-tesbezüge im mündlichen Volksgut. Im Pfälzischen und im donauschwäbischen Dialektbereich gibt es zahlreiche Redensarten mit Bezügen zum Herrgott:

- Du kannscht unserm Herrgott danke, dass dir des erspart geblieb is. - H., lass Nacht werre! (bei unerträglicher Last). - Unser H. im Himmel muss doch emol e Eisehe hawwe. - An dem hot unser H. 's Moß verlor (bei etwas Ungewöhnlichem). - Denne hot unser H. gezäichlt (von einem Menschen mit auffallendem Gebrechen). - Die losse unsern H. e gude Mann sei (sind sorglos). - Er lebt wie der H. in Frankreich (sehr gut). - Dem kann unser H. aa nicks recht mache (von einem Nörgler). - Unser H. lasst kä Bääm in de Himmel wackse. - Unser H. stroft net streng, awwer mit de Läng. - Wo de H. e Kapell hiebau, baut de Deiw e Wertshaus denewe. - Mer soll unserm H. net vorgreife (durch Selbstmord). - Wem der H. Sege gebt, der soll 'ne behalle (die Leibesfrucht nicht abtreiben). Mer muss unserm H. for alles danke.

### Wochenmarkt

Bedeutung: Wöchentliche Verkaufsveranstaltung landwirtschaftlicher Erzeugnisse auf einem Dorfplatz

Satzbelege: Am Wochenmark hod me kenne vukaufe (verkaufen) des Schaubstroh (für den Strohsack). [Jood] Ofm Wochemaarkplatz es de Wochemaark abgahle woan. [Jink] Aufm Wuchemoak woan die Hendle (Händler), ja Zwischnhendle besser gsacht. [Neurad] Die Oma hat ufn Maark un ufn Wochemaark immer kaaft so glesiert Eppl (glasierter Apfel) un glesiert Bie-re. [Ostern]

Sachkunde: Eine Beschreibung aus der Batschka mag stellvertretend für den Ablauf der Wochenmärkte im donauschwäbischen Siedlungsgebiet stehen. Hier heißt es: "Der Wochenmarkt in Tscherwenka war ein wichtiger Umschlagplatz für Gärtnereiprodukte, landwirtschaftliche Güter und Gebrauchsartikel des täglichen

Bedarfs. Am Mittwochvormittag gab es den großen und am Samstag den kleinen Wochenmarkt. Von Anfang Juni bis Ende Oktober war das Angebot reichlich und vielfältig, in der Winterzeit spärlicher. Wenn auch in den meisten Häusern - auch in den nichtbäuerlichen - ein Gemüsegarten betrieben und Geflügel gehalten wurde, so gab es doch Ortsbewohner mit mehr 'städtischen' Lebensge-wohnheiten, die alles, was sie an Lebensmitteln brauchten, im Geschäft und auf dem Wochenmarkt einkauften. Aber auch die anderen Tscherwenkaer gingen gerne auf den Wochenmarkt (...) vor allem Frauen, und auch die Kinder durften mitgehen, soweit sie nicht schulpflichtig waren bzw. Ferien hatten. Sie halfen beim Korbtragen, erhielten eine Kostprobe vom gekauften Obst oder konnten sich auch mal eine Schleckerei bei der Mutter aushandeln. Das geschäftige Treiben der Menschen, das mannigfaltige Angebot und das kunterbunte Bild von Obst, Gemüse und anderen Waren auf den Verkaufsständen oder am Boden, sowie das lebhaftes Sprachengemisch auf dem Wochenmarkt sind unvergeßliche Eindrücke. (...) Die einen boten an, die anderen kauften. es wurde gehandelt und 'gefratschelt'; jeder versuchte, so gut wie möglich einzukaufen bzw. die Ware zu verschachern." (Roland Vetter / Hans Keiper: Unser Tscherwenka. Tuttlingen 1980, 467)

### Spruch

Wortbedeutung: 1. einprägsamer Gedanke, Lebensregel, oft in Reimen

1.1 (verkürzt für:) Kirchweihspruch

1.2 (verkürzt für:) Hochzeitsspruch

1.3 (verkürzt für:) Brauchspruch (zum Heilen)

Wortbelege: m, [prux, ]priche [in bairischen Stadtdialekten]; [prux, ]prich [in rheinfränk. und schwäbischen Dialekten]; [pru:x [Wetschesch]

Satzbelege: 1. Off die Wandschitzer wan so schöne Sprich druf gedruckt, un des woar ausgeheht. [Kleinnahrung]; Dort ware Sprich aufgeneht so wie: "Halte Ordnung, liebe sie, Ordnung spart die Zeit und Müh". [Orzidorf] Mei gottseliche Großvater hat immer e Spruch gsaat. [Wetschesch] Noch hunn se en große Schnitterkranz gflecht, un noch woan aa, die wos e Spruch gsocht honn. [Stl II] Am Blasiusståg sammer auch in die Kirch gonge. De Pharre hat die Kirzn unde unsen Hols gholdn un hat do en Spruch gsagt. [Tschawal] Die Retschbuwe (Ratscherbub) sinn Haus vor Haus gang un hann geretscht un ihre Spruch gsaat: "Fallet auf eier Knie un betet den Engl des Härn un Maria". [Albrechtsflor]; Ja, mir ware brav un hamm unsern Spruch gsagt: Lieber Nikolaus, komm in unser Haus, leer dein Secklein aus. [Marienfeld]; Spruch hann se kuin gsagt, nur guet gnetzt (gespritzt, an Ostermontag) un sein weiter gange. [Scheindorf]

1.1 Die großn Bubn habn Lebzelterhärzen mit schene





Spriche drauf für ihre Madln kauft. [Reschitza] Noch em Spruch, was de ärschte Geldhär saats, get de Vorstrauß verlezetiert. [Bogarosch]

1.2 Un iberall hat de Brautfihre sein Spruuch gsagt. [Wetschesch] 1.2 Die Breitfihre senn gange Vewandte eilode un honn en Spruch gsocht. [La II]

1.3 Wann a Kind krank war, no is a Fraa, wu brauche hat kenne, mit em Kind e Dachtrapp uff un ab gang un hot ihre Spruch gsaat. [Bruckenaus] Do hat mer de Spruch gsaat: "Häle, häle Katzedreck, bis morje frih is alles weg." [Großsanktnikolaus]

Volkskundliches: Sprüche mit Verhaltensnormen und Lebensregeln wurden im bäuerlichen Leben gern bei zahlreichen Gelegenheiten, im Alltag und bei Festen verwendet und auf vielfältiges Material geschrieben. Man fand sie auf Ziertextilien im Haus, auf Tragbalken, Porzellan, Papier oder auf Lebzelten. Zum Inhalt und der Form volkstümlicher - oft mehrsprachiger - Sprüche. Aus der Analyse der (um 1980) im Banat gesammelten, mehr als 1500 Sprüche ergab sich die Schlussfolgerung: "Unsere Spruchweisheit veranschaulicht die vielfältige Lebenserfahrung des Volkes. Zahlreiche Sprüche haben dichterische Aussagekraft, doch ihre Form ist nicht immer einwandfrei. Wir haben sie möglichst genau aufgeschrieben, da gerade in ihrer Unverfälschtheit, in den zahlreichen Varianten und Weiterbildungen bekannter Vorlagen, der folkloristische Reiz dieser Schöpfungen liegt. (...) Die Ziersprüche auf Textilien sind ein Abschnitt des mündlichen Volksgutes, mit all seinen Kennzeichen und seiner Bedeutung." (Hans Gehl, "Spruchweisheit auf Wandschützern. In Gehl: Schwäbische Familie Temeswar 1984, S. 70-110)

(1) Brautspruch, Gesätz, Lied, Namenstag-, Neujahrsspruch, Sprichwort, Vers, Wandschützer; (1a) Kirchweihspruch; (1.3), Zauberspruch; brauchen, heilen.

### Sprichwort

Wortbedeutung: kurze und einprägsame Lebensweisheit (oft in Versform)

Wortbelege: n, [sprichvort, -vörtör [in bairischen Dorf- und Stadtdialekten]; [sprichvort, -vörtör [in rheinfränkischen Dorfmundarten]

Satzbeleg: Ja, un des Sprichwort hann ich am eigene Leib erfahr. [Wariasch] Jede sprachliche Gemeinschaft besitzt ihre eigenen festen Wortfügungen, da sie im Laufe der Zeit ihre eigene Lebenserfahrung und eigenen Wertvorstellung gesammelt hat. Vertreter der älteren Generation gebrauchen lehrhafte Merksätze häufiger in ihrer Rede als jüngere Sprecher. Manchmal beruft sich der Dialektsprecher auf eine anerkannte

Dorfpersönlichkeit, um seiner Rede Gewicht zu verleihen, z. B. "Die alt Bäckersch Bäsli Liss hat immer gsaat ..." In den Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten wird den künftigen Generationen eine Jahrhunderte alte Lebenserfahrung, Denkweise und ein derber Humor überliefert.

Der größte Teil der geläufigen festen Fügungen stellt ein mitgebrachtes Erbe der Donauschwaben dar, nur wenige Sprichwörter sind in den Siedlungsgebieten entstanden. Doch ein beträchtlicher Teil dieses Erbes wurde von den Dialektsprechern umgestaltet. Die neue Umwelt, veränderte Wirtschaftsverhältnisse und Beziehungen zu anderssprachigen Mitbewohnern brachten Änderungen des Inhalts und der Form althergebrachter Wortgruppen mit sich. So treten in manchen Sprichwörtern Banater Ortsnamen und die Wörter Heide (Heide) und Schwob auf, was ihre Originalität beweist. (Nikolaus Horn: Banater Sprichwörter und Redensarten. In: Gehl: Schwäbisches Volkskgt, Temeswar 1984, 112) Spruch (1)

### Sprachkurs

staatlich geförderter Sonderunterricht für Aussiedler und Zuwanderer zur Erlernung der deutschen Staatssprache, [pra:chkhurs, -ə [in rheinfränkischen und schwäbischen Dorfdialekten]

Satzbeleg: Durch des Deitsch Theater, die deitsche Schule un Zeidunge hann mer noh der Aussiedlung uff Deutschland ke Sprachkurs mache misse. [Sackelhhausen]

Etymologie: Entlehnung aus der Standardsprache Volkskundliches: Dank der in Rumänien und Ungarn noch vorhandenen Institutionen (Deutsches Staatstheater, Deutschunterricht, deutsche Zeitungen, Rundfunk- und Fernsehsendungen) ergab der Sprachtest in den Registrierungsstellen für deutsche Aussiedler aus Rumänien und Ungarn in der Regel nicht die Notwendigkeit, ihre Deutschkenntnisse durch einen Sprachkurs zu ergänzen.

- Anders verhielt es sich mit den deutschen Aussiedlern aus der früheren Sowjetunion, denen der Unterricht in der Muttersprache jahrzehntelang verwehrt gewesen war, und bei denen die positiven Ergebnisse eines Sprachtestes im Siedlungsgebiet ein Kriterium für die Erteilung der Einreiseerlaubnis nach Deutschland waren. Angesichts der aktuellen Flüchtlingszuströme werden effektive Sprachkurse wieder zum entscheidenden Faktor für eine erfolgreiche Eingliederung.



# „DREIEINIGKEIT: LEHRE, FORSCHUNG, PRODUKTION“

## Zeitgeschichtliche Erzählung

Auszug aus Band III der Banat-Tetralogie „Am Wegrund der Geschichte“

von Franz MARSCHANG

### Herbstwind

Gerade begann die Sonne zwischen den Dächern durchzulugen, als Gerd am Morgen die Straßenbahn bestieg. Der Nebel vom Vorabend hatte sich verflüchtigt, ein nächtlicher Kälteeinbruch legte auf die Dachfirse einen dünnen Schleier von Morgenreif. Die Straßenbahn, unbeheizt, transportierte fröstelnde Fahrgäste.

Neben dem Park, auf einer grünen Fläche, rasteten zwei Wanderzigeuner-Familien. Ihre mageren kleinen Pferde weideten die stellenweise weißbehauchten Grasspitzen; die planeüberdachten Wagen standen Rücken an Rücken, wahrscheinlich als Windschutz so hingestellt; ein Feuer flackerte lustig neben den Rädern; an einem schwarzen, dampfenden Eisenkessel, der am Dreifuß über dem Feuer hing, machte sich eine ältere Frau zu schaffen.

Davor standen im Halbkreis, mit dem Rücken zum Feuer, ein halbes Dutzend dunkler Wuschelköpfe: barfüßig, in langen, über die Knie hinabreichenden weißen Hemden - wohl ihre Schlafmontur -, in denen sie aus den warmen Federbetten unter den Wagenplanen hervorgeschlüpft waren. Von der einen Seite widerleuchtete der Feuerschein auf ihren Hemden, von der anderen trafen sie die kaum noch wärmenden Strahlen der aufgehenden Sonne.

In der Straßenbahn erfassten die Fahrgäste, kaum dass sie die Parkecke passierten, das nicht alltägliche Bild. Man machte sich gegenseitig auf die Orgelpfeifen aufmerksam; diesen verschaffte die ziemlich geräuschvoll daherratternde Straßenbahn eine beachtenswerte Abwechslung in ihrem jungen Leben. Sie äugten neugierig herüber; mancher Finger fuhr dabei in den eigenen Mund oder die Nase.

„Seht doch, seht!“, schwirrte es durch den Tramwagen. „Könntest du so dastehen in der Kälte?“ „Ich wäre gleich todkrank“, erklärte eine junge Frau und schüttelte sich fröstelnd.

Andere pflichteten ihr bei und man unterhielt sich voll Staunen und Bewunderung über die Widerstandsfähigkeit naturwüchsiger Kinder. Gerd hörte sich das alles stillschweigend an und dachte: Ihr seht jetzt nur die gesunden Kinder, von jenen, die bereits unter der Erde sind, wisst ihr nichts!

Dann schweiften seine Gedanken wieder ab. Noch am vorangegangenen Abend hatte sich herumgesprochen,

heute würden die Betriebsbelegschaften ausrücken, um dem Spitzenmann bei seiner Abfahrt Spalier zu stehen. Er werde über die Lippaer Straße an den bestellten Jubelschreien vorbei bis zum Stadtrand fahren. Dort wartete sein Hubschrauber, der ihn in den Bruckenauer Wald fliegen sollte. Jagdvergnügen stand auf der Tagesordnung des hohen Gastes und seiner Begleitung.

Bei alldem blieb ungewiss: war das nun ein Arbeitsbesuch in Temeschburg mit anschließender Jagd oder war es eigentlich ein Jagdausflug, auf dem man auch die Banater Hauptstadt kurz besuchte? Doch wer legte schon Wert auf solche Lappalien!

Über Gerds Gesicht huschte ein Lächeln. Er erinnerte sich an die Geschichten der Bentscheker Treiber – die Jagdgehilfen der illustren Schar. Würde Ceauşescu wie gewöhnlich in einem mit Buschästen getarnten Eisenkäfig hocken, damit ihm kein Wildeber mit seinen Hauern an den edlen Hosenboden geriet?

Noch im letzten Sommer – so die Tagespresse des Landes - war der Mann anlässlich einer Staatsvisite in Afrika auf Großwild-Safari gegangen. Leider wurde nicht berichtet, ob ihn seine Sicherheitsbeamten im schützenden Eisenkäfig durch den Busch trugen. Auch fehlte jeglicher Hinweis darauf, was der rumänische Großwildjäger wohl erlegt hatte.

Nicht immer berichtete die Presse ausführlich genug über die Heldentaten des Titanen. - Schade! Der Unterhaltungswert für die Leserschaft wäre beträchtlich.

Die Uhrzeiger standen bereits auf zehn, als die Maiserntelösung. Als Hauptmatador trat diesmal Professor Negrea auf. In der Parteiorganisation führte er eine große Klappe und gab sich auch sonst im Umgang mit den Studenten recht forsch. Weshalb gerade der Bakteriologe meinte, er habe die Großartigkeit in Alleinacht genommen, blieb ein ungelöstes Rätsel.

Professor Negrea hatte dem ganzen Erntehelfer-Haufen eine flammende Rede gehalten, in der mehrfach die Schlagwörter Partei, Patriotismus, Verantwortungsbewusstsein und ähnliche vorkamen. Danach ließ er die Studenten semesterweise abzählen, teilte jedem eine Maisreihe zu, stellte jeder Gruppe einen Hochschullehrer an die Seite, als „Feldwebel“ oder „Wachhund“ oder wie man es sonst nennen mochte.

Dann gab er mit einer Trillerpfeife – wie auf dem Fußballplatz – das Startzeichen. Doktor Mann ermunterte noch einmal seine Gruppe:





„Jungs, es kommt nicht darauf an, schnell zu sein, aber ich bitte euch, die Zeit hier nicht sinnlos zu vergeuden. Seht zu, dass ihr saubere Arbeit leistet!“

Er selbst machte bei der Ernte mit, ohne sich allerdings eine eigene Maisreihe zu nehmen. Vielmehr arbeitete er hinter seinen Studenten quer: hinüber und zurück und immer wieder hin und her. So brach er die Kolben, die vereinzelt nicht abgeerntet waren.

Dabei blieb ihm genügend Zeit, seinen Gedankenfaden fortzuspinnen. Man hatte ihn vergangene Woche zum Passamt gerufen. Der Leiter des Hauses, Hauptmann Dogaru, empfing ihn in seinem Arbeitszimmer. Auf dem Schreibtisch lag ein von Hand beschriebenes DIN-A4-Blatt. Der Hauptmann begann mit der Frage:

„Sie wollen in die Bundesrepublik Deutschland umsiedeln?“

„Richtig“, antwortete Gerd.

„Weshalb?“

„Familienzusammenführung“, kam die knappe Antwort. „Die können Sie doch auch hier bewerkstelligen. Zu wem wollen Sie?“

„Zu meiner Mutter und meinen Geschwistern.“

„Die sollen hierher kommen. In Temeschburg kann man auch eine Familie zusammenführen.“

„Man kann schon, Genosse Hauptmann“, nickte Doktor Mann, „es gibt da nur einen Haken.“

„Der wäre?“

„Die sind vor zwei Jahren hier weg, hinauf nach Deutschland. Sie werden nicht zurückkommen.“

„Und nun wollen Sie nach?“

„So ist es; eigentlich hatte ich meinen diesbezüglichen Antrag schon seinerzeit zusammen mit ihnen gestellt. Dann erhielten aber nur sie die Reisegenehmigung, ich nicht.“

„Sie erhalten auch keine. Das würde euch so passen: die einen gehen weg, die Zurückbleibenden betreiben danach Familienzusammenführung. – Ein schönes Spiel habt ihr euch ausgedacht; daraus wird nichts!“ Gerd kannte das. Er musste sich an das Stichwort „Familienzusammenführung“ halten, das allein unverfänglich war. Jedes andere Ausreisemotiv erschien leicht verdächtig. Sie drehten es so lange hin und her, bis sie zu der Frage kamen: Sind Sie gegen unsere Staatsordnung? Gegen unsere Partei? Eine solche Frage zu bejahen hätte bedeutet, sich arg in die Nesseln zu manövrieren. Erklärte man aber, kein Parteifeind zu sein, kein Gegner des sozialistischen Staates, dann hatte man nach ihrem Dafürhalten auch keinen Grund auszuwandern.

Gerd begriff: hier half kein weiteres Wort; der Hauptmann würde sein „Nein“ nicht widerrufen. Dennoch entschloss er sich zu einer zusätzlichen Anmerkung:

„Bisher, Genosse Hauptmann“, bemühte er sich höflich zu sein, „erhielten wir wiederholt schriftliche Absagen. Ich verstehe nicht, weshalb Sie sich diesmal die Mühe machen, mich persönlich zu empfangen.“

„Deshalb“, sagte der Passamtsleiter und drehte das beschriebene Papier vor ihm auf dem Tisch Doktor Mann zu. Der erkannte die Handschrift seiner Mutter; er las: „Sehr geehrter Genosse Staatspräsident Nicolae Ceaușescu!“

Der Hauptmann nahm das Papier wieder an sich. Ohne etwas Weiteres entziffern zu können, hatte Gerd dennoch links oben schräg eine andere Handschrift bemerkt. Offenbar war das Gesuch in Bukarest registriert und zur weiteren Bearbeitung an das zuständige Passamt geschickt worden.

„Ihre Mutter hat nicht Recht“, entschied Hauptmann Dogaru, „es besteht für Sie kein Grund umzusiedeln.“

Damit entließ er Doktor Mann, um eine Enttäuschung reicher sowie um eine Hoffnung ärmer.

Vor sich sah er zwischen den Maisreihen – wie vor der Ausfahrt aus einem Tunnel – Licht: das Ende des Maisfeldes. – „Ja, das werde ich machen!“, sagte er laut zu sich selbst. Er war entschlossen, sich um eine Audienz beim Stadtkommandanten der Miliz zu bemühen, dem ja das Passamt unterstand. Er wollte wissen, weshalb man ein von Ceaușescu hergeschicktes Gesuch nicht honorierte.

Seine Studenten lungerten auf dem Rasen des Flurains. Über eine Stunde lang hatten sie sich durch diese Tafel gekämpft. Ja, als Kampf musste man es bezeichnen, nicht nur, weil so eine Arbeit für sie ganz ungewohnt war, sondern vor allem, weil sie sie einfach nicht machen wollten, weil sie ihnen schlicht zuwider war. Costică, der mit seiner Gruppe von nebenan aus dem Maisfeld kam, wendete sich an Gerd:

„Du, ich weiß nicht, ob sich das lohnt, was wir da machen. Die Jungs marschieren durch und brechen den Mais nicht.“

„Das hab ich erwartet, lieber Kollege; da hilft nur Kontrolle.“

Bald rief Professor Negrea die Lehrer zusammen und legte im Stile einer Gardinenpredigt los:

„Genossen, ihr seid doch da, um die jungen Leute zu beaufsichtigen. Habt ihr denn nicht gesehen, dass die Kerle durch die Reihen schlendern und den Mais nicht ernten? Ich bin quer durch die Tafel gegangen und stellte fest: oft stehen von zehn Stauden acht bis neun da, an denen noch die Kolben hängen. Maishaufen sieht man auch fast keine. Wo sollten sie auch her-“



kommen?“

Zum Schluss gab der „Boss“ noch die Losung aus: „Alle gehen ein zweites Mal durch ihre Reihen und brechen den nicht geernteten Mais! Seht zu, Genossen, dass ihr das kontrolliert!“

Als Assistenten, Oberassistenten und Dozenten schon die ersten Schritte zu ihren Arbeitsgruppen hin taten, rief ihnen Professor Negrea noch nach: „Und sagt euren Leuten: bevor nicht sauber abgeerntet ist, wird nicht heimgefahren!“

Doktor Mann, der mit seinem Kollegen Pantea in die gleiche Richtung ging, konnte sich nicht enthalten, diesen zu fragen:

„Wer hat dem Wichtigtuer aus Chişinău erzählt, er sei ein großer Organisator in der Maisernte? Wenn seine Drohung den Studenten zu Ohren kommt, machen sie erst recht nichts.“

„Behalte die Kassandrarupe für dich“, entgegnete Costică, „der ist imstande und hält uns bis zum Abend hier.“

„Als ob das nach seinem Belieben ginge; du kennst doch die Studenten. Wem konnte nur der Einfall kommen, diesen Bakteriologen zum Einsatzleiter zu bestellen? Der hat doch bis heute noch überhaupt kein Maisfeld gesehen.“

„Darauf kommt es doch gar nicht an.“

Die ganze Fakultät machte kehrt-marsch und zogkelte durch die Maisflur, zurück zum ursprünglichen Ausgangspunkt. Vom morgendlichen Reif gab es längst keine Spur mehr. Zwischen den mehr als mannshohen Stauden konnte man kein Lüftchen spüren und die Sonne, die in den Zenit gerückt war, meinte es auch nicht gerade schlecht mit den Erntegängern. Dafür waren die zum Teil schon recht trockenen Maisblätter an ihren Rändern scharf wie Messer.

Als Gerd mit seiner Gruppe das diesseitige Ende der Flur erreichte, sah er sie halblinks vor sich auf dem Rain sitzen: die Aufpasser, die sich normalerweise Hochschullehrer nannten. Sie hatten Professor Negreas Anweisung an ihre Gruppen weitergeleitet und sich dann ungerührt hierher begeben. Da saßen sie nun herum und besprachen eifrig die letzten Ergebnisse der Fußball-A-Liga.

Bald kam auch der Einsatzleiter wutschnaubend an. Die Studenten waren auf dem Rückmarsch auch nicht effektiver gewesen als beim ersten Durchgang.

Die zwei LKWs, die die Erntehelfer zum Mittagessen in die Studentenkantine fahren sollten, standen schon bereit; auf ihrer Ladefläche drängten sich die jungen Leute wie die sprichwörtlichen Heringe in der Konservenbüchse. So wie sie aus dem Maisfeld kamen, kletterten sie flugs hoch; ohnedies würden die Laster mehrmals fahren müssen, bis sie alle Anwesenden zurücktransportiert hatten. Und für eine Fahrt waren gut vierzig Minuten zu veranschlagen.

Professor Negrea wandte sich den LKWs zu und begann zu brüllen:

„Runter! Runter, sage ich! Bevor der Mais nicht richtig geerntet ist, fährt keiner heim!“

Sein Rufen fand keine Resonanz; niemand antwortete ihm; keiner dachte daran, seinen Platz auf dem Laster aufzugeben und herabzuklettern. Aus der Schar derer, die auf die nächste Tour hatten warten wollen, begannen sich kleine Grüppchen zu lösen. Sie traten den Heimweg zu Fuß an.

Je mehr Genosse Negrea herumschrie und mit den Armen fuchtelte, umso weniger Gehör fand er. Er kam schließlich erneut zu den Aufpassern und forderte sie auf, ihre Leute zur Arbeit zurückzuführen.

„Sarcină de partid!“, rief er; „Parteiauftrag!“

Als Doktor Mann das hörte, drehte er sich wortlos um und trat ebenfalls den Heimweg an. Er war kein Parteimitglied. Mochten doch die Genossen das Weitere unter sich ausmachen.



**Ein im Maisfeld absichtlich oder unabsichtlich vergessener/ nichtgeernteter Maiskolben.**

*Fotoarchiv: Fred ZAWADZKI*





Costică holte Gerd bald ein.

„Na“, empfing ihn dieser, „Parteiauftrag schon erfüllt?“

„Lass den Blödsinn!“, ärgerte sich Costică.

„Negreas Gehabe war mehr als lächerlich. Es gibt nun einmal Situationen, in denen du eine Drohung nicht mehr ernst nehmen kannst.“

Sie gingen längere Zeit wortlos nebeneinander her. Gerd fiel der Ausspruch eines Kommilitonen ein, der im Spätsommer aus Siebenbürgen zu einer dreitägigen Fortbildungsveranstaltung für Tierärzte gekommen war

„Gerd“, hatte er gesagt, als sie unter vier Augen waren, „duce țara de răpă această familie de fanarioți imbecili“ – „diese schwachsinnige Fanariotenfamilie führt das Land in den Abgrund.“ Es lag auf der Hand, dass dieses Etikett auf den vielgliedrigen Ceaușescu-Clan gemünzt war.

Der wirtschaftliche Unsinn, den dieser im großen Stil landesweit durchboxte, der wurde überall bis auf die unterste Ebene nachvollzogen: von Leuten, die fehl am Platze waren, keinen Schimmer von dem hatten, worüber sie Befehlsgewalt besaßen. Sie führten dauernd das Wort „Partei“ im Munde und meinten, damit sei alles schon in trockenen Tüchern.

Heute hatten die Studenten bewiesen, dass sie nicht bereit waren, jeden Unsinn mitzumachen. Sie hüteten sich vor verbaler Auflehnung, sabotierten aber das Vorhaben. Das taten sie freilich auch deshalb, weil sie diese Arbeit als unter ihrer Würde erachteten. Tatsächlich war es blanker Unsinn, den Vorlesungsbetrieb zu unterbrechen, um auf archaische Art eine Ernte einzubringen. Schließlich wurden den Agronomiestudenten die Köpfe vollgepfropft mit Begriffen einer modernen mechanisierten Landwirtschaft.

„Ich könnte mir vorstellen“, nahm Gerd den Faden wieder auf, „dass damit für uns die heurige Ernte vorbei ist.“ „Woher diese Erleuchtung?“ Costică hatte einen sarkastischen Unterton.

„Die Zeit drängt. Lange hält das trockene Wetter nicht mehr an. Eine Ernte, die draußen auf dem Feld bleibt, kann sich auch die didaktische Farm einer Hochschule nicht leisten. Und mit unseren Studenten – das sollte mittlerweile klar sein – wäre bei einem erneuten Anlauf nicht mehr herauszuholen als heute. Die Masse kann man nicht belangen; Rädelsführer sind keine zu erkennen. Jeder läuft durchs Feld und tut nichts. Du stehst machtlos dabei!“

„Wenn die Lehrer am Straßenrand hocken und erzählen“, fügte Costică hinzu, „schlussfolgern doch die Stu-

denten, dass die Anordnung nicht ernst zu nehmen ist.“

„Es läuft immer auf das Gleiche hinaus.“ Gerd erzählte seinem Begleiter, wie seinerzeit die Mais-ernte in Wojteg mit der Armee verlief; dass die Soldaten nicht einmal ihr Mittagessen verdienten. „Eine Wirtschaft, die zu allem unbezahlte Helfer braucht, die kannst du vergessen. Das System“, konnte Gerd sich nicht enthalten, seinem Kollegen zu sagen, „schaufelt sich selbst das Grab.“

Ein LKW überholte sie auf der Straße und bremste gleich vor ihnen ab. Der Lenker stieg aus, kam ihnen ein paar Schritte entgegen.

„He, Sandu“, freute sich Gerd, „wie kommst du hierher?“ „Aus Arad“, erzählte der alte Bekannte aus Wojteger Zeiten. „Als ich euch so dahin gehen sah, dachte ich, ihr könntet doch mit mir fahren.“

„Keine schlechte Idee.“ Gerd machte die beiden bekannt. Alle drei stiegen in die Fahrerkabine.

„Wo kommen Sie her, Herr Doktor?“, interessierte sich Sandu, während er den LKW auf Fahrt brachte.

„Wir waren Mais brechen.“

„Was wart ihr?“ Sandu meinte sich verhöhnt zu haben. Gerd klärte ihn auf.

„Und da müsst ihr den Heimweg auch noch zu Fuß machen?“ Das wollte ihm nicht in den Kopf. Dann gab er der Sache einen lustigen Dreh: „Wenn ihr bei euch fertig seid, kommt doch zu uns nach Wojteg. Die ‚I.A.S‘ – man hatte die Betriebe wieder mal umgetauft –, die kann Gratisarbeiter gut gebrauchen. Und zu Fuß müsst ihr bei uns garantiert nicht heimgehen.“

„Davon bin ich überzeugt“, äußerte Gerd anerkennend, „doch was treibt dich nach Arad?“

„Eigentlich sollte ich darüber nicht reden“, zögerte Sandu, „aber Ihnen, Herr Doktor, kann ich’s ja sagen. Unser Direktor baut sich in der Ronatz ein Haus; da gibt’s einiges zu tun. Heut war ich unnötig in Arad. Die Fensterrahmen, die ich bringen sollte, sind noch nicht fertig.“

„Eurem Direktor geht es gut, wenn er baut“, stellte Gerd fest.

„Ach, Sie wissen doch, Herr Doktor, „wer an der Krippe steht, frisst; das bleibt so, bis die Welt untergeht.“

Schnell waren sie in der Nähe des Domplatzes. Costică stieg ab; er wollte noch zur Fakultät. Gerd überlegte.



„Wenn Sie heimfahren wollen“, vermutete Sandu, „für mich spielt der Weg über Freidorf keine Rolle. Ich fahr dann von dort hinüber auf die Schager Straße.“

Als sie die Preyergasse hinter sich gelassen hatten, passierten sie auf der Straße nach Altfreidorf hin, jeweils im Abstand von hundert bis zweihundert Metern einen Armee-LKW nach dem anderen. Gerd wäre das womöglich gar nicht besonders aufgefallen, doch Sandu begann zu kommentieren:

„Da stehen sie auch schon. Schauen Sie sich das an, Herr Doktor. Unsere Armee zieht ins Herbstmanöver; alle paar Schritt bleibt ein Fahrzeug liegen und kann nicht weiter.“

„Woher weißt du, dass es ins Manöver geht?“, wollte Gerd wissen.

„So etwas spricht sich schnell herum. Die sind aus dem Altreich bis in den Hauptbahnhof mit der Bahn gekommen. Dort wird entladen und dann fahren sie bis Schag; da ist ihr Aufmarschgebiet.“

„Und in Freidorf bleiben sie liegen?“

„Sie sehen es ja. Vom Hauptbahnhof über Freidorf, das ist der kürzeste Weg nach Schag. Und von da – Sie wissen doch – die Grenzregion ist voller Bunker; da kann man gut Manöver durchführen.“

„Sch ...bunker“, erinnerte sich Gerd an zurückliegende Ereignisse.

„Wir sind doch jetzt Freund mit den Jugos. Was soll da ein Manöver gegen die?“

„Ich bin nur ein einfacher Mann“, relativierte Sandu, „kenne mich da nicht aus. Aber soviel ich weiß, haben die Serben schon immer aufs Banat geschielt; die Verteidigung probieren kann wohl nicht schaden.“

„Sicher nicht“, ergänzte Gerd. „Bloß: ich war von Anfang an der Auffassung, das ganze Verteidigungssystem in der Grenzzone sei ein Flop. Dass aber die Verteidiger nicht einmal von hinten her das Bunkerfeld erreichen, hätt ich mir doch nicht vorgestellt.“

„Schon als ich am Vormittag in die Stadt kam, sah ich sie am Rand der Schager Straße liegen. So wie es da in Freidorf aussieht, so stehn sie alle elf Kilometer bis Schag.“

Gerd kletterte vor seinem Haus vom Laster und verabschiedete sich von Sandu. Weiter vorne in der Kreuzgasse, durch die der Weg nach Schag führte, stand links am Fahrbahnrand ein Panzer. Sandu fragte im Anfahren, indem er nach vorn deutete:

„Soll ich den in den Graben schieben?“

Beide lachten und winkten noch einander zu. Resi empfing ihren Mann schon im Flur.

„Hast du den Panzer gesehen? Wozu steht der da in der Kreuzgasse?“

„Der steht nicht einfach da“, antwortete Gerd, „der ist liegen geblieben; marode.“

Er erzählte, was er eben erfahren hatte.

„Alles, was aus dem Altreich kommt“, meinte Resi lakonisch, „ist marode; leider Gottes!“

„Die Wahrheit kommt halt immer ans Licht.“ Gerd begrüßte Horst, der über den Flur gelaufen kam und streichelte ihm übers Haar.

„Welche Wahrheit meinst du“, wollte Resi wissen.

„Nun, Kraushaar und der Pusztareiter haben einmal in einem Gespräch geprahlt, wir – das heißt unsere Truppen – hätten Waffen, dass man sich das gar nicht vorstellen könne. Ich schwieg dazu, wollte ihnen zeigen, mich interessiere so etwas gar nicht.“

„Es erübrigt sich, die zu bekämpfen“, belustigte sich Resi, „die schalten sich von selbst aus.“

Horst zerrte seinen Vater am Arm. Er hatte schon einen ordentlichen Stapel Papier neben dem Ofen vorbereitet. „Wir heizen doch wieder?“

„Machen wir, nur möchte ich vorerst noch einen Happen essen. Dann kann's losgehen.“

-\*\*\*-



**Ein deftiger, wohlverdienter Happen,  
nach getaner Feldarbeit**

Fotoarchiv: Fred Zawadzki





# AUFBRUCH NACH EUROPA

von Uwe DETEMPLE

Ausgelöst durch die Nachricht von der bevorstehenden Verhaftung des regimekritischen Pfarrers László Tökés kommt es am 16. Dezember in Temeswar zu einer Protestdemonstration mehrerer hundert Menschen. Sie fordern zuerst »Brot und Milch«, dann aber verwandelt sich die Demonstration in einen sozialen Protest gegen das Regime. Vor dem Sitz der Kommunistischen Partei wird zum ersten Mal »Freiheit« gefordert und »Nieder mit Ceaușescu« gerufen. Als einen der wichtigsten »Aufwiegler« identifiziert der Geheimdienst Securitate den Studenten Josef Straub, der in hohem Maß bei der Mobilisierung der Demonstranten beteiligt ist. Am 17. Dezember sind Zehntausende auf den Straßen. Es gelingt der Menge das Parteigebäude zu besetzen, Fenster werden eingeschlagen, Ceaușescu-Porträts zerstört. Die Funktionäre ergreifen die Flucht. Eine Studentin mit schulterlangem Haar steigt auf ein Fensterbrett und schwingt die rumänische Fahne. Die Demonstranten erkennen die Symbolik und feiern sie unter »Freiheit«-Rufen als eine rumänische Jeanne d'Arc. Nach einem Gegenangriff wird das Gebäude durch die Repressionsorgane zurückerobert. Überall in der Stadt finden Kämpfe statt, Barrikaden werden errichtet. Um 19 Uhr eröffnen Einheiten der Securitate und des Militärs das Feuer und richten ein Massaker unter den Demonstranten an. Bilanz dieses Blutsonntags: 63 Tote und 326 Verletzte; über 800 Menschen werden verhaftet und ins berüchtigte Gefängnis in der Popa-Șapcă-Straße gebracht, wo sie verhört und geschlagen werden.



**Das berühmte Temeswarer "Popa-Șapcă-Gefängnis", mit dem Tor durch das die Sträflings-LKWs fahren.**

Fotoarchiv: Fred ZAWADZKI

Losungen skandierend zieht gegen 20 Uhr ein Demonstrationszug von der Reformierten Kirche Richtung Kathedrale. Als die Revolutionäre die Mihai-Viteazul-Brücke überqueren, werden sie ins Kreuzfeuer genommen. Die Schüsse kommen aus dem Park der Kathedrale und von einem Panzer, der aus entgegengesetzter Richtung auf die Gruppe zukommt. Unter den Augen von Mihaela Caceu werden ihre Schwestern Margareta und Mariana durch Kopfschüsse niedergestreckt. Auch die 25-jährige Angela Elena Sava wird getroffen. Ein Jugendlicher, obwohl selbst verletzt, versucht Angela zu helfen. Als er sie bewegt, sieht er die Blutlache und erkennt ihren kritischen Zustand. Er hebt Angela hoch und trägt sie zum Taxisstand. Auch auf dem Weg ins Krankenhaus hält er sie in seinen Armen. Angela ist am Kopf verletzt, sie blutet stark, lebt aber noch. Am 18. Dezember informiert jemand

von »Kandia« (Angelas Arbeitsstätte) – er war bei der Demonstration am Vorabend dabei – Angelas Schwester über die Vorkommnisse. Obwohl dieser der Zugang zum Krankenhaus durch die Securitate verwehrt wird, gelingt es ihr, Gewissheit zu erlangen: Angela ist tatsächlich dort, jedoch ... tot. Sie war den Folgen der Schussverletzung am Kopf erlegen. Im Bestreben, die Folgen des militärischen Eingreifens zu vertuschen, organisiert die Miliz in der Nacht vom 18. auf den 19. Dezember den Abtransport der Leichen von 43 getöteten Demonstranten (darunter Angela Elena Sava und Margareta Caceu) aus dem Kreiskrankenhaus nach Bukarest, wo sie in einem Krematorium verbrannt werden.

Am 19. Dezember treten die Arbeiter der ELBA-Fabrik in den Streik, tags darauf beginnt der Generalstreik in der ganzen Stadt. Ioan Marcu gelingt es, die Belegschaft der Maschinenfabrik U.M.T. zu mobilisieren. Unter seiner Führung zieht eine mehr als 4000 Arbeiter zählende Kolonne ins Stadtzentrum. Zehntausende aus allen Industriebetrieben der Stadt schließen sich ihnen an. Mehr als 100 000 Menschen versammeln sich zwischen Kathedrale und Opernplatz. Praktisch ist ganz Temeswar an der Revolution beteiligt. Eine Schlüsselszene ereignet sich an der Oper, als Claudiu Iordache sich vor die Soldaten stellt und sie ultimativ auffordert, zu schießen oder sich zurückzuziehen. Daraufhin zieht sich die Armee tatsächlich zurück und die Menge skandiert »Die Armee ist mit uns« und »Wir sind das Volk«. Mehrere Demonstranten dringen in die Oper ein. Gegen 14 Uhr gibt Lorin Fortuna vom Balkon der Oper die Gründung der Rumänischen Demokratischen Front (Frontul Democratic Român) als revolutionäre politische Organisation bekannt. Sie erklärt Temeswar zur ersten freien Stadt Rumäniens. Claudiu Iordache, Ioan Chiș, Nicolae Bădilescu und Maria Trăistaru sind neben Fortuna Mitglieder des Exekutivbüros des Gründungskomitees der Demokratischen Front. Es wird eine Proklamation verfasst, in der der Regierung ein Dialog über die Demokratisierung des Landes angeboten wird. Die wesentlichen Forderungen: freie Wahlen, Einhaltung der Menschenrechte, Presse- und Demonstrationenfreiheit, Freilassung der politischen Häftlinge. Als Bedingung für die Aufnahme von Verhandlungen wird der Rücktritt Ceaușescus verlangt. Die Proklamation wird am nächsten Tag ab 9 Uhr stündlich unter dem enthusiastischen Beifall von über 150 000 Temeswarern vom Opernbalkon verlesen. Erst am 22. Dezember kann das Dokument als Manifest in gedruckter Form erscheinen.

Währenddessen belagern 10 000 Demonstranten das Gebäude des Kreisparteikomitees. Dort haben sich hohe Funktionäre von Partei und Regierung neben führenden Securisten und Generälen der Armee eingefunden: Constantin Dăscălescu, Emil Bobu, Ion Coman, Cornel Pacoste, Radu Bălan, die Generäle Emil Macri, Constantin Nuță und Mihai Chițac. Nach einem längeren Tauziehen akzeptiert die Staatsmacht schließlich die Aufnahme von Verhandlungen. Ein bis zwei Leute, heißt es, sollen ins Gebäude kommen, um die Forderungen der Demonstranten vorzutragen, was kategorisch abgelehnt wird. Sie schicken 13 Delegierte, darunter Ioan Savu, Ioan Marcu, Petre Petrișor, Sorin Oprea und Petre Boroșoiu. Während des gesamten Nachmittags werden diese den Kontakt zu den Leuten draußen, die ihr einziger Schutz sind, nie aufgeben. Ioan Savu berichtet: »So nahm ich mir mein Notizbuch und schrieb die Forderungen auf, die in den Losungen der Demonstranten formuliert waren. Dann ergriff ich das Wort: »Wer gab den Schießbefehl?« Ich weiß es nicht«, antwortete Dăscălescu, »ich bin erst seit kurzem hier in Temeswar.« Herr Premierminister, in Abwesenheit des Staatspräsidenten haben laut Ver-



fassung Sie die ganze Macht«, sagte ich. »Wenn Sie diese Dinge nicht wissen, steht Ihnen Ihr Amt nicht zu.« Daraufhin drohten mir die anwesenden Generäle der Armee und der Securitate mit Erschießung. Doch ich wusste mich zu wehren. Ich ging hinaus auf den Balkon, nahm das Mikrofon, stellte mich vor, erzählte, wo ich arbeite, wo ich wohne, »damit ihr wisst, wen ihr suchen müsst, wenn wir nicht mehr herauskommen oder später verschwinden.« Dann rief ich der Menge zu: »Die Demonstration wird siegen!« Während vor dem Gebäude die Schreie »Wo sind unsere Toten?« immer lauter werden, entsteht nach und nach ein Forderungskatalog, der in ständiger Rücksprache mit der demonstrierenden Menge ergänzt und erweitert wird. Er beginnt damit, dass die Toten und Verletzten zurückgefordert werden; die für den Schießbefehl Verantwortlichen sollen bestraft, die Verhafteten freigelassen werden. Dann kristallisiert sich allmählich ein Kern von politischen Forderungen heraus: Rücktritt Ceaușescu und der Regierung, freie Wahlen, Demokratie, Pressefreiheit, Öffnung der Grenzen, Auflösung der Securitate.

Zur gleichen Zeit begibt sich Ceaușescu, Normalität vortäuschend, auf einen Staatsbesuch in den Iran (18.-20. Dezember). Zuvor ordnet er an, alle, die gegen das Regime aufbegehren, zu liquidieren. Am Nachmittag und Abend des 20. Dezember greift die Revolution auf andere Orte des Kreises Temesch über: Lugosch, Lowrin, Hatzfeld, Großsanktnikolaus, Delta. Aus dem Iran zurückgekehrt, hält der »Conducător« um 19 Uhr eine Fernsehansprache, in der er die Temeswarer »Huligans« beschuldigt, »in enger Zusammenarbeit mit reaktionären, imperialistischen Kreisen und ausländischen Spionagediensten« die Unabhängigkeit Rumäniens zerstören zu wollen. Die Verhandlungen im Parteigebäude zwischen dem ad hoc gegründeten Bürgerkomitee und dem Premierminister Dăscălescu werden daraufhin abgebrochen. Einziges, aber wichtiges Ergebnis: die Freilassung der Verhafteten. Am Abend schließen sich die Mitglieder des Bürgerkomitees den Revolutionären in der Oper an. Um 23 Uhr verhängt Ceaușescu den Ausnahmezustand über den Kreis Temesch.

Am 21. Dezember beginnen auch in Arad, Hermannstadt, Târgu-Mureș/Neumarkt, Cugir, Kronstadt, Klausenburg und Reschitza Protestaktionen. Auch dort wird scharf geschossen und es kommt zu Opfern unter der Bevölkerung. In Bukarest wird indessen eine offizielle Jubelkundgebung organisiert, auf der Ceaușescu das Volk zur »Verteidigung des Sozialismus und der rumänischen Unabhängigkeit« auffordern will. Mariana Stoica verfolgt das Geschehen zusammen mit ihren Arbeitskollegen von der Verpackungsfabrik Bukarest am Radio. Bereits kurz nach Beginn wird die Rede Ceaușescus gestört. »Als wir die Buhrufe hörten und die Sendung unterbrochen wurde, haben wir alle geschrien und uns umarmt.« Für Mariana Stoica war klar: »Jetzt müssen wir kämpfen oder sterben.« Fassungslos starrt der Führer auf seine Untertanen, sein Gesicht erstarrt, minutenlang kann er sich kein Gehör verschaffen. Auch die Fernsehdirektübertragung wird unterbrochen. Danach verkündet Ceaușescu – bereits aus der Defensive heraus – die Anhebung der Mindestlöhne um zehn Prozent. Es sollte der letzte Auftritt des »Titanen unserer Zeit, des Künders der Goldenen Epoche, des Helden, des meistgeliebten Sohnes des Volkes« (KP-Organ Scântea) sein. Am Abend eröffnen die Repressionsorgane das Feuer aus automatischen Gewehren, Panzer rollen. Die Kämpfe dauern die ganze Nacht an, Soldaten verbrüdern sich mit der aufständischen Bevölkerung. Am Morgen des 22. Dezember verhängt Ceaușescu das Kriegsrecht über das ganze Land. Nachdem im Fernsehen bekannt gegeben wird, dass sich der Verteidigungsminister, »der Verräter Milea«, umgebracht habe, strömen Hunderttausende in die Bukarester Innenstadt, »wie die Wellen eines

Flusses, der über die Ufer tritt«. »Es war erhebend«, blickt Mariana Stoica voller Stolz zurück.

Am Vormittag des 22. Dezember veröffentlicht die Führung der Demokratischen Front die »Finale Resolution der Temeswarer Volksversammlung bezüglich der Errichtung der wahren Demokratie und Freiheit in Rumänien«. Als Ziele werden u. a. formuliert: Errichtung eines demokratischen Regimes, das die bürgerlichen Rechte und Freiheiten garantiert, freie Wahl des politischen und wirtschaftlichen Systems. Bukarest, 10:07 Uhr: Der neu ernannte Verteidigungsminister General Victor Stănculescu gibt – entgegen den Weisungen Ceaușescus – der Armee den Befehl, das Schießen einzustellen. Gegen 11 Uhr lässt er die Panzer und die mehr als 1000 Soldaten vor dem Sitz des Zentralkomitees der Partei abziehen. Damit stellt sich die Armee endgültig auf die Seite der Revolution. Gegen 11:30 Uhr betritt Ceaușescu noch einmal den Balkon des Palastes und versucht, zu den Demonstranten zu sprechen. Er wird gnadenlos ausgebuht. Daraufhin entschließen sich die Ceaușescus zur Flucht; sie entgehen nur knapp den inzwischen ins Gebäude eingedrungenen Revolutionären. Der um 12:06 vom Dach des Palastes abhebende Hubschrauber wird zum Symbol des Sieges über die Diktatur. Die Menge jubelt euphorisch »Ceaușescu ist weg« und skandiert: »Wir sind frei!« Vom Balkon des Zentralkomitees verkündet Petre Roman, der spätere Premierminister, das Ende der »Goldenen Epoche«: »Jetzt und hier dekretieren wir den Tod der Ceaușescu-Diktatur.« Wenig später gelingt den Revolutionären auch die Besetzung des Rundfunk- und Fernsehgebäudes. Der bekannte Filmregisseur Sergiu Nicolaescu ruft die Bevölkerung auf, die Rathäuser und Parteizentralen zu besetzen, um das Regime komplett lahmzulegen. Silviu Brucan formuliert den »Übergang von der Diktatur zur Demokratie« als Ziel, auf das sich Rumänien jetzt zubewegen müsse. Mariana Stoica: »Wenn ich an jenen 22. Dezember zurückdenke, fängt mein Herz wieder Feuer, und was ich an diesem Ruhmestag erlebt habe, ist wieder Flamme himmelhoch.«

In Temeswar und Bukarest beginnt indessen die Konterrevolution. So genannte »Terroristen« provozieren Straßenkämpfe, die weitere Tote und Verletzte fordern. Diese Elemente sind Teil des geheimen Widerstandsnetzes »R« (für »Rezistența« = Widerstand), das etwa 50 000 Elitekämpfer umfasst und vom militärischen Geheimdienst DIA koordiniert wird. Seit den rumänisch-sowjetischen Spannungen 1968 sah Ceaușescu die Sowjetunion als Hauptbedrohung an. Folglich wurde eine Struktur geschaffen, die im Falle einer Besetzung des Landes aktiv werden sollte. Als am 22. Dezember 1989 General Militaru, der als Mann Moskaus galt, zum neuen Verteidigungsminister designiert wird, wird das Widerstandsnetz aktiviert und der Terror beginnt. Die Spezial-einheiten greifen auch den Rundfunksender an, wo sich die Front zur Nationalen Rettung konstituiert hat. Eine lebende Menschenmauer schützt das Gebäude vor den Ceaușescu-treuen Kämpfern. Am 24. Dezember ruft die Zeitung Scântea poporului zum bewaffneten Widerstand gegen die Konterrevolution auf: »Alle, die mit einer Waffe umgehen können, zu den Waffen!« Ein Revolutionsgericht verurteilt Nicolae Ceaușescu und seine Ehefrau Elena zum Tod durch Erschießen. Erst nachdem das Urteil am 25. Dezember vollstreckt wird, stellt das Widerstandsnetz »R« den Kampf ein und die »Terroristen« verschwinden von der Bildfläche. Während der Westen, vor allem die USA (die gerade Panama überfallen hatten), die schnelle Aburteilung des Diktators kritisiert, fordert das Volk Beweise für den Tod der beiden. Denn erst mit ihrer physischen Vernichtung war die Gewähr gegeben, dass die Diktatur wirklich zu Ende ist.





### Aufbruch nach Europa

Am 22. Dezember 1989 übernahm die Front zur Nationalen Rettung (Frontul Salvării Naționale – FSN) die politische Führung der Volksrevolution. Sie setzte sich an die Spitze der revolutionären Bewegung und sicherte zusammen mit der Armee den Sieg. Basierend auf seiner revolutionären Legitimität übernahm der Rat der FSN die gesamte Staatsmacht; die alten Machtstrukturen wurden aufgelöst. Mit dem »Kommuniqué des Rates der Front zur Nationalen Rettung an das Land« als Basisdokument der Revolution wurde eine neue Seite in der Geschichte des Landes aufgeschlagen. Im Bewusstsein, dass nur durch eine zentrale Führung aller aufständischen Kräfte der endgültige Sieg der Revolution erreicht werden kann, beschloss die Demokratische Front aus Temeswar am 23. Dezember ihre temporäre Integration in die FSN. Nach Verhandlungen mit der Führung der Temeswarer Militärgarnison und der ehemaligen kommunistischen Kreisverwaltung wurde am 26. Dezember der Temescher Kreisrat der FSN mit Lorin Fortuna an der Spitze gebildet. 27 der 51 Mitglieder gehörten der Demokratischen Front an. Einen Tag später konstituierte sich der Temeswarer Stadtrat, in dem die deutsche Minderheit durch Karl Singer vertreten war.

Am 12. Januar, an dem landesweit der Toten der Revolution gedacht wurde, versammelte sich in Temeswar eine große Menschenmenge vor dem Kreisrat der FSN, aus deren Mitte der Rücktritt der politischen Führung des Kreises verlangt wurde. Nachdem ein Dialog mit den Protestierenden scheiterte, gab Lorin Fortuna den Forderungen der Demonstranten nach. Später benannte er ehemalige kommunistische Funktionäre, die Führung der Temeswarer Militärgarnison sowie ehemalige Mitarbeiter der Securitate und der Miliz als Drahtzieher. Der Kommandant der Militärgarnison, Generalmajor Gheorghe Popescu versuchte, die Führung des Kreisrates an sich zu reißen, was durch den entschiedenen Widerstand der Ratsmitglieder vereitelt wurde. Es folgte eine Art Zusammenarbeit zwischen Armeeführung und FSN mit dem Ziel, »Wahlen der Komitees und Räte der Front zur Nationalen Rettung in den Betrieben, Institutionen und Ortschaften« vorzubereiten. Am 27. Januar wählten 858 Delegierte als Repräsentanten von 171 700 Arbeitern und Angestellten in der Temeswarer Olympiahalle 27 Mitglieder des Stadtrates und am 29. Januar 51 Mitglieder des Kreisrates der FSN. Die Wahlen vom Januar 1990 in Temeswar werden von Experten als wahrhaftig frei eingeschätzt, da die politische Komponente fehlte: Es war eine reine Personenwahl. Wenige Tage später, Anfang Februar, löste sich die Rumänische Demokratische Front auf, da sie ihre Hauptaufgabe als erfüllt ansah und »um Symbol der Revolution von Temeswar bleiben zu können«.

Im Januar 1990 sah die neugegründete Christlich-Demokratische Nationale Bauernpartei (mit einem ehemaligen Legionär als Vizepräsidenten) ihre Stunde für gekommen. Ohne jeden Rückhalt in der Bevölkerung war das Wirken dieser Partei auf das Entfernen der FSN mit allen Mitteln von der Macht gerichtet. Die Bauernpartei war hauptsächlich Anstifter und Organisator der gewalttätigen Demonstrationen und Putschversuche, die Bukarest am 12. Januar, am 28. Januar, am 18. Februar und am 13. Juni 1990 erschütterten. Doch die revolutionären Errungenschaften wurden von der Bevölkerung, darunter auch Bergarbeiter, erfolgreich verteidigt.

Bereits am 31. Dezember 1989 wurde ein Parteiengesetz verabschiedet, was die Gründung von 38 Parteien bis Anfang Februar 1990 zur Folge hatte. Am 9. Februar wurden die Repräsentanten der neu-

gegründeten Parteien und der Organisationen der nationalen Minderheiten in den Rat der FSN, der bis dahin parteilos war, kooptiert. Gleichzeitig benannte sich der Rat in Provisorischer Rat der Nationalen Einheit um. Seine Hauptaufgabe war die Ausarbeitung und Verabschiedung eines Wahlgesetzes. Auch auf kommunaler Ebene wurden die Räte der FSN entsprechend umgewandelt, die Räte in den Betrieben aufgelöst. Am 20. Mai 1990 fanden in Rumänien freie Wahlen statt, bei denen 85 Prozent der Wähler für den Präsidentschaftskandidaten der FSN, Ion Iliescu, stimmten. Die Front selbst errang bei den gleichzeitig stattgefundenen Wahlen für die Abgeordnetenkammer und für den Senat jeweils eine Zweidrittelmehrheit. Die FSN (mit ihren Nachfolgeorganisationen Demokratische Front zur Nationalen Rettung, Partei der Sozialen Demokratie Rumäniens, Sozialdemokratische Partei Rumäniens) setzte in elf Regierungsjahren (1989-1996, 2000-2004) die im »Kommuniqué« formulierten strategischen Ziele des Aufbruchs nach Europa in die Tat um: Demokratisierung, wirtschaftliche Reformen (Übergang zur Marktwirtschaft), europäische und euro-atlantische Integration. Eine demokratische und rechtsstaatliche Verfassung wurde erarbeitet. Auch als die Beitrittsverhandlungen zu EU und NATO abgeschlossen wurden, hatte sie die Regierungsverantwortung.

In einem anderen Bereich aber hat die FSN – wie auch alle anderen postrevolutionären rumänischen Regierungen – versagt. Wie der ehemalige Präsident Ion Iliescu in seiner Rede zum 20. Jahrestag der Revolution zugeben musste, ist das Ziel der Chancengleichheit für alle eine Abstraktion geblieben. Auch das politisch-ideologische Projekt Iliescus einer »Konsensgesellschaft«, das eine partizipative, »originelle Demokratie« jenseits der Parteienherrschaft formulierte, sowie ein anfänglich erwogener »dritter Weg« in der Wirtschaft mussten schnell aufgegeben werden. Die wichtigsten Kreditgeber Rumäniens für einen langen Zeitraum nach 1989, der Internationale Währungsfonds und die Weltbank, forcierten das neokonservative Modell in der Politik und das neoliberale in der Wirtschaft. Vor allem die Gerechtigkeit blieb, systemimmanent, auf der Strecke. Auch jene, die sich seinerzeit als verspätete »Antikommunisten« bereitwillig vor den Karren des Neokonservatismus haben spannen lassen, sind für diese Entwicklung mitverantwortlich. Die »Opposition der Straße« wurde von der US-amerikanischen Nationalen Stiftung für Demokratie (National Endowment for Democracy) finanziert, deren Auftrag es ist, mit vom US-Kongress bereitgestellten finanziellen Mitteln fremde Regierungen, die den USA missliebig sind, unter dem Vorwand der Verbreitung der Demokratie zu destabilisieren bzw. zu stürzen.

Offt hört man auch noch die Mär von der »geklauten Revolution«. Wer sich ernsthaft mit den Definitionen von Revolution, Staatsstreich, Komplott, Putsch usw. beschäftigt, kann bezüglich des revolutionären Charakters der Dezember-Ereignisse von 1989 keine Zweifel hegen. Eine Revolution kann weder geklaut noch konfisziert werden, sie findet statt oder nicht. Und, so die bekannte angesehene Politologin Anneli Ute Gabanyi: »Nach den Definitionskriterien einer Revolution hat in Rumänien eine wirkliche Revolution stattgefunden. Die rumänische Revolution war vielleicht die einzige authentische Revolution in Mittel- und Osteuropa.« Die – zunächst revolutionäre – Legitimität der Front zur Nationalen Rettung wurde durch die demokratischen Wahlen vom Mai 1990 bestätigt. Mit Annahme der neuen Verfassung durch Volksentscheid am 8. Dezember 1991 kam der revolutionäre Prozess schließlich zum Abschluss. Die Transitionsphase nahm aber noch weitere 13 Jahre in Anspruch. Am 1. Januar 2007 trat Rumänien der Europäischen Union bei.



# TEMESCHBURG ANNO 1911

*Auszug aus dem Buch UNGARN von Albert KAIN. Im Auftrag des Königlichen Ungarischen Handelsministers. Herausgegeben von der Direktion der Königlich Ungarischen Staatsbahnen Stuttgart 1911*

Hinter Zsombolya kommen wir bald auf das Gebiet des Komitats Temes. Die von allen Seiten einmündenden Schienenstränge deuten auf die Nähe einer großen Stadt und binnen weniger Minuten sind wir auch schon in Temeswar.

Die 55.000 Einwohner zählende Stadt gehörte wegen ihrer Schönheit und der Wichtigkeit ihrer Lage zu den ersten Städten des Landes. Die Wichtigkeit ihrer Lage wurde schon in den ältesten Zeiten erkannt. Schon als römische Kolonie war dies eine der wichtigsten Ortschaften von Dacia Ripensis.

Zu größerer Bedeutung gelangte Temeswar in den Kriegen gegen die Türkei, als Schlüssel der südlichen Gegend. Nach der Schlacht von Mohács ergriff Temeswar für den König Johann, nach dessen Tode für seinen Sohn Partei. In den Besitz des Hauses Habsburg gelangte die Festung im Jahre 1551, doch nur für die kurze Zeit. Denn schon in dem denkwürdigen Feldzuge des nächsten Jahres erobert Achmed Pascha Temeswar. Ihr Befehlshaber Stefan Losonczi, der letzte Graf von Temes vor der Türkenherrschaft, wurde von seinen Söldnern, die fremden Nationalitäten waren, zur Übergabe der Festung gezwungen. Temeswar wurde dann Sitz einer der vier ungarländischen Beglerbeg Schäften und kam erst 1716 wieder in den Besitz der Christen. Nach der Befreiung und dem Frieden von Passarowitz wurden die Komitate Temes, Torontal und Krasso – Szöregy nicht dem Mutterlande einverleibt, sondern dieselben wurden unter dem Namen „Temeser Banat“ von ausschließlich der Wiener Regierung unterstellten Beamten gesondert verwaltet. Temeswar war Mittelpunkt und Sitz des Banats. Das Temeser Banat wurde von Maria Theresia aufgehoben, sie erweckte das Komitat Temes mit ihrem aus dem Jahre 1779 stammenden Diplome zu neuem Leben.

Eine der größten Schlachten unseres Freiheitskrieges wurde bei Temeswar geschlagen, und die Folge dieses am 9. August 1849 stattgefundenen Gefechtes war die Abdankung Kossuths und der Regierung und die Waffenstreckung bei Villagos.

Nach den Freiheitskriegen wurde das einstige Banat vom Lande wieder losgetrennt und unter dem Titel serbische Wojwodschaft und Temeser Banat zu einer österreichischen Provinz deklariert. Dieser Zustand währte bis zum Oktoberdiplom im Jahre 1860.

Seit dieser Zeit erfreute sich Temeswar einer friedlichen Entwicklung, und wie die Wichtigkeit dieser Stadt in den verfloßenen Jahrhunderten in der Stärke ihrer Festung

und in ihrer Lage an der Grenze bestand, so wurde sie heute als Handelszentrum, durch ihre große Industrie und ihre Verkehrsmittel, sowie durch ihre moderne Vornehmheit, hauptsächlich aber als Bollwerk der nationalen Staatsidee das Zentrum des Südens.

Die Lage von Temeswar ist eine höchst eigenartige; den Kern der Stadt bildet die bis heute noch von Mauern umgebene, so genannte Festung. Da der Raum innerhalb der Festungsmauern sehr beengt war, musste die überzählige Bevölkerung sich außerhalb derselben ansiedeln. So entstanden die übrigen Stadtteile von Temeswar, im Südwesten die Josefstadt und Elisabethstadt, im Osten die Fabrikstadt. Infolgedessen sind auch die einzelnen Stadtteile ganz abgesondert von einander, und dehnten sich bis noch vor nicht langer Zeit zwischen denselben leeren Gründen. In den letzten Jahrzehnten veränderte sich aber das Bild der Stadt in auffallender Weise. Die Straßen und Gassen der Stadt sind alle rein und meist geradlinig, das Straßenleben selbst hat großstädtischen Anstrich, gute und bequeme elektrische Straßenbahnen, sowie mehrere elegante Brücken über die Bega erleichtern den Verkehr, und verschiedene große Parkanlagen verschönern die Stadt.



Postkarte aus dem "alten" Temeswar

Fotoarchiv: Emil BANCUI





Die Stadtverwaltung brachte für diese Modernisierung große Geldopfer, sie kaufte die Mauern und den ganzen Festungsgürtel dem Staate ab und heute entstehen zwischen den alten Stadtteilen schöne neue Stadtviertel mit modernen Palästen und öffentlichen Gebäuden. Nach ein bis zwei Jahren werden nunmehr die prächtigen Ringstraßen die Stelle andeuten wo einst die alten Festungsmauern standen.

Temeswar kann auch die Stadt der Härten genannt werden. Die einzelnen Stadtteile sind durch herrliche Alleen verbunden und überdies umfasst ein blühender Kranz ausgedehnter Parkanlagen die ganze Stadt.

Wenn wir von der Josefstadt her kommen, fällt uns das im italienischen Renaissancestil gehaltene Stadttheater auf. Rechts von demselben auf dem Hunyadi-tér liegt die sogenannte Hunyadi-Burg. An der Stelle dieses Gebäudes stand tatsächlich einst die Burg Johann Hunyadis, die den Temeser Grafen als Wohnsitz diente. Im Jahre 1849 erlitt sie jedoch gelegentlich des Bombardements von Temeswar solche Schäden, dass sie zum größten Teile demoliert werden musste.

An ihrer Stelle wurde ein Artillerie-Depot erbaut. Es knüpften sich viele romantisch-historische Reminiszenzen an dieses Gebäude. Dort leistete König Ladislaus V. der Familie Hunyady den Eid, dass er ihr niemals ein Leid antun werde, dort verbrachte seine letzten Stunden der schon erwähnte Burghauptmann Stefan Losonczi, der im Kampfe gegen die stürmenden Türken den Heldentod erlitt.

Nicht weit von dort liegt der Jenőherczeg-tér. Ihm gegenüber befindet sich das aus dem XVIII. Jahrhundert stammende Gebäude des Rathauses. Dort stehen auch das Gebäude des Korpskommandos und die alte Piaristenkirche. Die Hunyadi-tér führt auf den größten Platz der „inneren Stadt“ den Losonczi-tér. Links können wir durch eine Nebengasse zum Gebäude der Kadettenschule kommen. Das interessanteste Gebäude aus dem Losonczi-tér, der im Barockstil erbaute Dom, stammt ebenfalls aus dem XVIII. Jahrhundert. In der nahe gelegenen Lonovics-tér zieht ein im Renaissancestil erbautes Gebäude unsere Aufmerksamkeit auf sich: es ist das südungarische, historisch-archäologische Museum, mit einer sehr wertvollen Sammlung von Altertümlichkeiten aus der Ur- und Neuzeit aus Temeswar und der Umgebung. Nicht weit davon steht das Dikasterialgebäude, der größte Bau der Stadt, einst der Sitz der Statthalterei, jetzt sind dort die meisten Staatsämter und Behörden untergebracht.

Zwischen der Inneren Stadt und der Josefstadt liegt der Scudier-Park, so bekannt nach dem Gründer desselben, dem einstigen Stadtkommandanten Baron Anton Scudier. Die Bronzestatue des Generals befindet sich inmitten des Parks.

Weiter folgt das staatliche Kinderasyl und die Kinder-Poliklinik mit der Statue des Stifters Anton Sailer. In Richtung Fabrik-Vorstadt gibt es auch viele monumentale Bauten, in der Vorstadt selbst die riesige Milleni-umskirche, in der 3000 Personen Platz haben.

Temeswar hat kein besonders großes äußeres Stadtgebiet. Die Stadt entbehrt des ackerbaubetreibenden Elements und die Bevölkerung ist gezwungen sich industriell zu betätigen. Das ist der Grund des großen industriellen Aufschwunges von Temeswar. So besitzt diese Stadt Tabak-, Möbel-, Mosaik- und Ziegelfabriken, ihre Mühlen- und Textilindustrie ist eine recht blühende, ihre Orgel- Klavier- und Schuhfabriken, sowie ihre Bierbrauerei sind exportfähig, ihre Zündholzfabrik versendet ihre Fabrikate bis nach Asien. Die Verkehrsverhältnisse der Stadt lassen nichts zu wünschen übrig. Die wichtigen öffentlichen Betriebe, die elektrische und Gasbeleuchtung, die Straßenbahn, die Kraftzentrale etc. befinden sich in städtischer Verwaltung, die infolgedessen für kulturelle und soziale Schöpfungen mehr verwenden kann, als jede andere Stadt Ungarns.



**Der alte Josefstädter Bahnhof**

*Fotoarchiv: Emil BANCUI*

Die Züge laufen vom Josefstädter Bahnhof nach 8 Richtungen aus und der Verkehr wird täglich von 50 Personenzügen abgewickelt. Wenn wir Temeswar verlassen, kommen wir bald auf das Gebiet des Komitats Krassó-Szörény und in einigen Minuten haben wir auch schon Lugos, den Komitatssitz, vor uns.



## POLITISCHE UND WIRTSCHAFTLICHE UMSTÄNDE

### Ein Mosaik des rumäniendeutschen Kulturlebens nach dem Zweiten Weltkrieg (5)

von Hans FINK

Wie komplex die politische Lage in Rumänien war, davon konnte sich ein Außenstehender kaum einen Begriff machen. Einerseits postulierte die Parteiführung Rechte der Minderheiten, andererseits betrieb sie zielstrebig deren Assimilierung.

Einerseits forderte sie Patriotismus, verunglimpft und bestrafte sie ausreisewillige Bürger, andererseits führten hochrangige Geheimdienstler Verhandlungen mit dem Bevollmächtigten der Bundesrepublik, um für jeden Deutschen, der ausreisen darf, eine möglichst hohe Ablöseprämie zu erhalten, mit anderen Worten: die Mitglieder der deutschen Minderheit zu verkaufen. Einerseits versuchte die Securitate, Kontakte der Bürger zu Ausländern zu verhindern, andererseits implizierte die angestrebte Modernisierung der Wirtschaft derartige Kontakte.

Als die Parteiführung, seit Beginn der sechziger Jahre bemüht um eine gewisse wirtschaftliche Unabhängigkeit von Moskau, im Westen Maschinen und Ausrüstungen kaufen ließ, kamen mit diesen auch Ingenieure und Monteure aus Großbritannien, Frankreich, Italien, Westdeutschland und anderen Ländern nach Rumänien. Umgekehrt ließen die neuen Fabriken Teile ihrer Belegschaft im Westen schulen und fortbilden. Ein Kronstädter Betrieb etwa, in dem Dieselmotoren nach west-deutschen Lizenzen montiert wurden, schickte beginnend mit den frühen siebziger Jahren jährlich 800 bis 1.000 Arbeiter zur Weiterbildung nach München. Diverse Spezialisten, unter ihnen auch Deutsche, nahmen im Ausland an Konferenzen, Erfahrungsaustauschen und Praktika teil.

Dazu zwei Beispiele: Der Diplom-Agraringenieur Klaus Millim (geb. 1935), als Mitarbeiter des Bukarester Forschungs- und Entwurfsinstituts für Gemüse- und Obstverwertung zuständig für die Lagerung und Frischhaltung von Obst, absolvierte 1968 ein zweimonatiges Praktikum in der Großmarkthalle von München. Der Temeswarer Zahnarzt und Kieferchirurg Michael Hary (geb. 1933) war als Humboldt-Stipendiat ein Jahr lang (1971-1972) Dozent an der Universität Erlangen; das Stipendium bot ihm die Möglichkeit, jeweils einige Wochen an den Universitätskliniken von Hamburg, Düsseldorf, Westberlin, Stuttgart, Zürich und Basel zu lernen und zu wirken.

#### *Kataloge und Musik aus dem Westen*

Busreisen von West-Deutschland nach Rumänien waren ab 1958 gestattet. Nachdem Rumänien im Januar 1967 diplomatische Beziehungen zur Bundesrepublik Deutschland aufgenommen hatte, besuchten immer mehr Bundesbürger ihre Verwandten; ihre Zahl wuchs mit den Jahren im Wechselspiel mit der um 1970 beginnenden Auswanderung. Mit den Gästen gelangten Informationen über das Leben im Westen, auch Zeitschriften, Zeitungen, Warenkataloge, Bücher und Musikkassetten nach Rumänien. Allerdings wurden die Begegnungen rumänischer Bürger mit Ausländern von der Securitate streng kontrolliert. Für Privatpersonen aus dem Westen galten zahlreiche schikanöse Bestimmungen: Sie durften nicht bei ihren Verwandten wohnen, sondern mussten sich in einem Hotel einquartieren. Sie mussten für jeden Tag ihres Aufenthalts eine vorbestimmte Summe Geld in rumänische Währung umtauschen. Für die rumänischen Staatsbürger war nach jedem dienstlichen Kontakt mit Ausländern ein Bericht fällig. Die Journalisten durften ohne ausdrückliche Erlaubnis ihres Vorgesetzten mit keinem Ausländer verkehren.

Die Zahl der Haushalte mit Fernseher übersprang 1968 die Million-Grenze. In den westlichen Landesteilen war es möglich, die in Budapest ausgestrahlten Programme zu empfangen, in den südwestlichen – die von Belgrad, in den südlichen – die von Sofia, in den östlichen – die von Kischinjaw/Chişinău. Auf diese Weise gelangten laufend von der politischen Leitung unerwünschte Informationen nach Rumänien.

Trotz der Zensur fand ein reger Informationsaustausch statt, ermöglicht zum einen durch die landesweite Kooperation der Betriebe, zum anderen durch zentrale kulturelle und sportliche Veranstaltungen.

Ceauşescus Regierungszeit hatte mit ideologischem Tauwetter begonnen, ein paar Jahre lang machten die Menschen sich Hoffnungen, bis der Diktator im Juni 1971 neue Töne anschlug und allmählich sein wahres Gesicht zeigte – eine Fratze. Er befand sich damals auf dem Höhepunkt seiner Popularität, nicht nur in Rumänien, sondern auch im Westen. Im August 1969 hatte US-Präsident Richard Nixon Rumänien besucht, im Dezember 1970 wollte Ceauşescu zu einem Staatsbesuch in den USA. Es folgten die Aufnahme Rumäniens in den





Internationalen Währungsfonds und in die Weltbank. Und im Mai 1971 hatte Ceaușescu die höchste von der Bundesrepublik Deutschland zu vergebende Auszeichnung erhalten – die Sonderstufe des Großkreuzes.

Die Rücknahme der Liberalisierung brachte u. a. das Aus für die „Aktionsgruppe Banat“. Nachdem ihre Mitglieder schon ab 1970 beschattet, schikaniert und bedroht worden waren, setzte die Securitate ihren öffentlichen Auftritten im Mai 1975 ein Ende.

Als bald verglühte die Popularität des Diktators und verkehrte sich innerhalb eines Jahrzehnts in ihr Gegenteil. Dafür ist der Generalstreik der Schieltaler Bergarbeiter im August 1977 ein Symptom. Er war der umfangreichste „von unten“ organisierte Protest im kommunistisch regierten Rumänien. Weil die Arbeiterschaft keine eigene Führung besaß, blieb der Streik eine regional begrenzte Aktion; die Securitate schlug ihn nach einigen Wochen geschickt nieder.

### **Wozu die „Front“ diente**

Nach dem Einmarsch der Ostblockstaaten in die Tschechoslowakei im August 1968 (an dem Rumänien nicht teilgenommen hatte) rief Ceaușescu die „Front der sozialistischen Einheit“ (später „Front der sozialistischen Demokratie und Einheit“) ins Leben, die alle vorhandenen Organisationen und mehrere neue zusammenfasste.

Zu den neuen, man glaubt es kaum, gehörte auch eine für Bürger, die zwar keine Parteimitglieder sind, aber ... „unter Anleitung der Partei tätig sein möchten“ ... Die Abteilungen der „Front“ waren dazu bestimmt, die Bürger umfassender zu kontrollieren, zeitraubend zu beschäftigen und eine Entwicklung wie in der Tschechoslowakei zu verhindern. Im Oktober und November 1968 entstanden als neue Organisationen die „Räte“ der Minderheiten, unter diesen auch die Kreisräte und der (Landes)-Rat der Werktätigen deutscher Nationalität. Viele ihrer Mitglieder versuchten, den gegebenen Rahmen zu nutzen, um den Unterricht in der Muttersprache und das deutsche Kulturleben zu unterstützen. Ihr größter Erfolg war die Einrichtung von je einer Schule mit rein deutscher Unterrichtssprache in Temeswar, Arad, Hermannstadt und Kronstadt.

Anfang 1973 veröffentlichte der Historiker Aurel Țintă in Temeswar ein Buch über die Besiedlung des Banats. Zu diesem hatte Akademiemitglied Ștefan Pascu ein Vorwort verfasst, in dem er die Ansicht vertrat, die deutschen Ansiedler seien Stützen der habsburgischen Herrschaft gewesen und von dieser zum Nachteil der einheimischen Bevölkerung begünstigt worden. Damit sorgte er für Empörung, und der Vorsitzende des Kreisrates der Werktätigen deutscher Nationalität, Nikolaus Berwanger, bat Dr. Johann Wolf um eine kritische Stellungnahme.

Schon im April 1973 konnte Dr. Wolf eine 20 Seiten umfassende sachlich sehr ausgewogene Dokumentation vorlegen. Er entlarvte die Vorwürfe von Pascu und lehnte alle tendenziösen Behauptungen, ob von ungarischen, rumänischen oder deutschen Historikern formuliert, als schädlich für das Zusammenleben der Bürger in Rumänien ab. Wegen der Zensur konnte sein Aufsatz nicht veröffentlicht werden.

1978 stoppte die Zensur Stefan Heinz-Kehrs Entwurf „Viehwagon 21“, der vom Auftakt der Russland-Deportation handelt, um den Kreml nicht zu verärgern. Doch im Februar 1980 erhielt der Autor grünes Licht für die banatschwäbische Passion „Zwei Schwestern“, in der die tragischen Ereignisse der Nachkriegszeit – Russland-Deportation und Bărăgan-Verschleppung – aus der Distanz der Erinnerung dargestellt werden.

Allerdings war die Genehmigung mit der Auflage verbunden, jeden konkreten Hinweis auf das „Bruderland“, beginnend mit Russland, Ukraine, Sowjetunion, zu vermeiden. Für den Verfasser ein Eiertanz, der nach der Premiere von den Rezensenten (Emmerich Reichrath vom „Neuen Weg“ und Eduard Schneider von der „Neuen Banater Zeitung“) notgedrungen fortgesetzt wurde. Mit dem Segen des Kulturministeriums fand die Premiere schon im April 1980 beim Festival der nationalen Minderheiten in Sfântu-Gheorghe statt. Dort erhielt die Aufführung erstaunlicherweise den Großen Preis für das Stück, die Inszenierung und die bestgespielten Frauenrollen. Die „Schwestern“ erlebten 43 Vorstellungen mit 9.826 Zuschauern. Gleich nach den ersten Vorstellungen rieten manche Landsleute ihren Bekannten, sich das Stück so bald wie möglich anzusehen, weil man damit rechnen müsse, dass es bald verboten werde. Doch das Stück wurde erst vom Spielplan abgesetzt, als der Verfasser im September 1980 von einer Deutschland-Reise nicht mehr zurückkehrte. Ausgereiste Schriftsteller durfte man weder drucken noch spielen.

### **Die deutschen Bürgermeister**

Von den deutschen Bürgermeistern und Vizebürgermeistern der kommunistischen Zeit, wahrscheinlich mehr als 100 im Laufe von 40 Jahren, waren etliche „Quotenmänner“ und verdienen deshalb keine weitere Aufmerksamkeit. Andere legten, einmal im Amt, den deutschen Hut ab. In Hatzfeld spöttelten die Nachbarn über einen Funktionsträger dieser Kategorie: „Er liest den ‚Neuen Weg‘ und grüßt ‚Bună ziua!‘“ Doch es bleiben noch etliche lokale Würdenträger, die sich nicht nur als tüchtig erwiesen, sondern auch für ihre Landsleute einsetzten, das bedeutet deutsche Kindergärten, deutsche Schulklassen, deutsche Kulturformationen, traditionelle Feste der deutschen Bevölkerung. Dieser Hintergrund des deutschen Kulturlebens wurde bisher nicht erforscht. Einzig im NBZ-Kalender für das Jahr



1978 werden die Banater Ortschaften genannt, wo damals Deutsche amtierten (Billed, Blumenthal, Darowa, Ebendorf, Marienfeld, Orzidorf, Paulisch, Sekesek, Semlak, Weidental).

Unter der Leitung eines deutschen Bürgermeisters, der 25 Jahre lang im Amt war (1965-1990), erwarb sich die Gemeinde Marienfeld unter den Verhältnissen des real existierenden Sozialismus landesweit einen vorzüglichen Ruf: Betongehsteige – Asphaltierung der Straßen – 43 km Wasserleitungsnetz – ein Turnsaal für die Schule – ein Thermalbad mit eigenem Arzt – lokales Telefonnetz – Fernheizung – Wasserturm – Hotel – Reitstall – ständige Kleintierausstellung – eine Kleinindustrie mit Arbeitern aus 22 Berufen, deren Werkstätten zuletzt mit elektrischem Strom aus eigener Produktion versorgt wurden. 1985 brüstete sich Marienfeld mit neun Museen und ständigen Ausstellungen. 1986 beherbergte die Gemeinde die Landestagung der Soziologen sowie ein Landessymposium zum Thema „Vielseitige Entwicklung der ländlichen Ortschaften“. Im selben Jahr fand dort eine große Dichterlesung mit deutschen Schriftstellern aus dem Banat und aus Siebenbürgen statt.



## Bukarest

In der Hauptstadt lebten rund 5.000 Deutsche, ein Tropfen im Ozean von 2,3 Millionen Einwohnern insgesamt. 5.000 war nicht viel im Vergleich mit Temeswar, Hermannstadt und anderen Städten, aber mehr als in jedem Dorf (mit Ausnahme von Sanktanna). Trotzdem besaßen die Bukarester Deutschen keinen eigenen Verein, keinen offiziellen Treffpunkt. Manche sahen sich bei den Gottesdiensten und im Gemeindesaal der Evangelischen Kirche, manche bei den Elternversammlungen der sogenannten „Deutschen Schule“, manche im Schiller-Kulturhaus.

Unter den 5.000 befanden sich relativ viele Intellektuelle – Wissenschaftler, Ärzte, Lehrer, Schriftsteller, Musiker, Schauspieler, bildende Künstler, Journalisten. In Bukarest hatten die Redaktionen „Neuer Weg“, „Neue Literatur“, „Volk und Kultur“ ihren Sitz, ab 1969 auch der Kriterion-Verlag. Gleichwohl konnten sich die Bukarester Deutschen über die Probleme ihrer Minderheit wie die Landsleute in der Provinz nur unter vier Augen aussprechen.

Die erste offene Versammlung zu spezifischen Fragen der deutschen Minderheit, von der ich weiß, fand unmittelbar nach der sogenannten Revolution statt, die in Wirklichkeit ein Staatsstreich war, und zwar am 30. Dezember 1989 im Gemeindesaal der Evangelischen Kirche. Damals wurde die Bukarester Vertretung der später „Demokratisches Forum“ genannten Organisation der Deutschen gegründet. Ich war dabei.

Als der aus Reschitz stammende Künstler Hans Stendl (geboren 1939) im Jahre 2008 zum Ehrenbürger des Banater Berglands ernannt wurde, erklärte er seine Entscheidung, nach der Hochschule in Bukarest zu bleiben, in einem Interview; er sagte: „Dieses Land ist nun mal so aufgebaut, dass Bukarest sein Zentrum ist. Deshalb ist es ‚notwendig‘, in Bukarest zu leben.“

Dort wird alles, im Guten wie im Schlechten, ‚gedreht‘, dort werden alle Fäden gezogen, von dort kamen die großen Aufträge – vergessen Sie nicht: Ich habe Wandmalerei studiert und praktiziert –, dort saß der inzwischen in die Bedeutungslosigkeit versunkene Künstlerverband (dessen Mitglied ich 1965 wurde). Dieser Verband war, wie alle Künstlerverbände, eine Art Staat im Staat, der sogar Renten aus eigenem Budget zahlte und tatkräftig die Künstler unterstützte. Seit dem Sommer 2008 hat er nicht mal mehr einen Sitz ...“







# UNSERE "BANATIA"

Erinnerungen an unsere ehemalige Bildungsanstalt

von Robert GLATT

Man schrieb das Jahr 1926, als die „Banatia-Haus – AG“, sowie die Aktiengesellschaft der „Banatia“- Schulen gegründet wurden, welche den Bau und den Beginn der BANATIA ermöglichten, die sich zur größten deutschen Bildungs- und Erziehungsstätte im südöstlichen Europa entwickelte.

In den Banatia-Schulen waren vereint: eine Volksschule, das Knabenlyzeum das Realgymnasium, die Handelsschule, sowie eine Lehrerpräparandie mit insgesamt rund 1.100 Schülern, dazu ein Schülerheim. Wir, die Schülergeneration von damals, sind dankbar und zugleich stolz in unserer Banatia von einem recht-schaffenen und fachkundigen Lehrkörper, in dem gut ausgestatteten Schulkomplex mit modernen Einrichtungen wie Turnsaal, Zeichensaal, Chemie- und Physiklaboratorium sowie Naturgeschichtesaal zu ehrbaren und redlichen jungen Menschen geschult, erzogen und geformt worden zu sein.

Siebzig Jahre sind vergangen, seit der junge Architekt Mathias Hubert - der gute Matzonkel war gut befreundet mit unserem Vater Eduard-, Bauleiter des Schulkomplexes Banatia, - eines abends vor dem Bau stand und Prälat Franz Blaskovics erschienen war und fragte: „Warten Sie auf jemand, Herr Hubert?“ Nach einer kurzen Pause antwortete Hubert: „Wissen Sie, Herr Prälat, auf jene warte ich, die einmal hier einziehen werden.“

In der Volksschule, sagte unser guter Lehrer Nikolaus Engelmann zu unserer Klasse: „Kinder, es gibt essbare Früchte und nicht essbare, die sich im Aussehen und oft sogar auch im Namen sehr ähnlich sein können. Zum Beispiel: Die essbare Kastanie und die Rosskastanie, oder die Kirsche und die Tollkirsche. Kann jemand noch ein Beispiel nennen?“

Ein Schüler namens Brück meldete sich: „Jawohl, Herr Lehrer, Äpfel und Rossäpfel“.

## Die Pausenglocke

Bekanntlich dauerte eine Lehrstunde 50 Minuten und nach dem Läuten der elektrischen Pausenglocke folgte eine Pause von zehn Minuten. Unsere vierte Klasse im Lyzeum war im Gebäudeteil der Volksschule untergebracht. So kam Fredi Mecher, einer der „Braven“ unserer Klasse, auf die Idee, eine Weckeruhr mitzubringen, mit welcher ein Schüler zehn Minuten vor der Pause aus dem Klassenzimmer schlich und mit dem Wecker läutete.

Prof. Franz Lux schaute auf seine Uhr, schüttelte seine Kopf, nahm den Katalog und verließ unser Klassenzimmer. Auf dem Weg zum Professorenzimmer kam er an der Kabine des Pförtners Klipsch vorbei, und als dieser behauptete, nicht geläutet zu haben, kam Prof. Lux zurück, fand jedoch einen leeren Klassenraum, bis auf



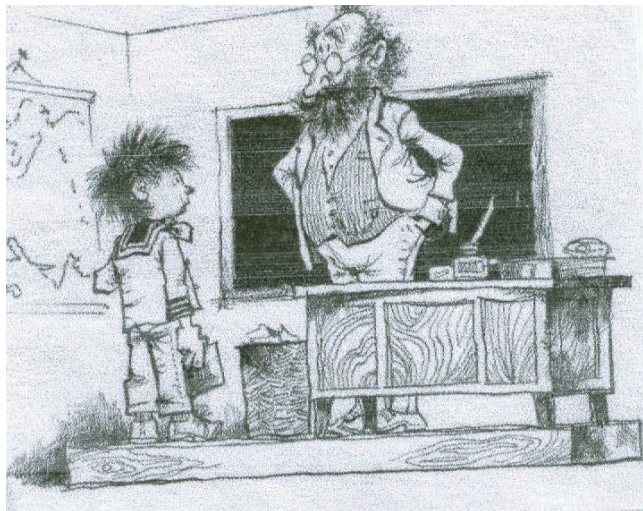
**Schüler-Schar  
in der  
großen PAUSE  
vor der  
"BANATIA"**

Fotoarchiv:  
Emil BANCUIU

die zwei diensthabenden Schüler für Lüften und Wandtafelreinigen.

Die restlichen Schüler – selbst unser Klassenbesten Robert Henning war mitgenommen worden – tobten längst im Schulhof. Ähnlich erging es auch den Professoren Oskar Jäger, Hans Hagel und Dumitru Fara. Nur Professor Seiler ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, er guckte auf seine Taschenuhr auf dem Lehrertisch und sagte betont ruhig:

„Sitzen bleiben, die Pause beginnt erst in neun Minuten!“



**„Banatia“-Schüler muss dem Lehrer Rede und Antwort stehen.**

Karikatur von Franz BITTENBINDER

Die Chemiestunde hielt Prof. Amberg im Chemielaboratorium, dabei wollte er die Gefährlichkeit des Alkohols demonstrieren und legte dafür in ein Glas mit Schnaps eine Wurm und einen anderen in ein Glas mit Wasser. Der Wurm im Schnaps ging zugrunde, während der Wurm im Wasserglas putzmunter blieb. Sodann die Frage von Prof. Amberg: „Nun, was können wir daraus schließen, Jungen?“

„Ganz einfach, Herr Professor“, meldete sich Hansi Müller aus Sackelhausen, „wer Schnaps trinkt, bekommt keine Würmer! Mein Großvater sagt, er trinkt deshalb immer wieder Schnaps.“

Unvergesslich für uns Schüler von einst waren gewiss zwei „Figuren“ – sprich Personen – welche von unserer Schule nicht wegzudenken sind. Zum einen der immer mürrische Hausmeister Mischka-Bacsi, der oft Grund fand zum Tadeln der Schüler mit seinen bekannt gewordenen Standpauken im Herbst im Garten der Schule, wenn an den zwei Nussbäumen die Früchte reif waren: „Geht´r nett runner vun de Nussebaam, ihr Betjare! Ich traan eich zu de Herr Derechter Weresch!“

Desgleichen haben wir angenehme Erinnerungen an den Süßigkeitenverkäufer an der Ecke des Schulgebäudes, an unseren Schiposch-Bacsi. Denn obwohl unsere lieben Mütter täglich feine Jausenbrötchen einpackten, war die Versuchung groß, aus dem Angebot bei ihm mit Zuckerglasur überzogene Bratäpfel und Nüsse, Nugatschnitte oder Alawitschka zu kaufen. Im Wonnemonat Mai kam er mit seinem „Zweirad-Gefrorenswagen“ und bot die süße Abkühlung Eiscreme an.

Gleich zwei Ferienheime besaß unsere Banatia im schönen Banater Bergland, das Lehrerheim in Wolfsberg und das Ferienheim in Orawitz, wo Lehrer und Schüler einen Teil der Ferien verbringen konnten. Ich hatte das Glück, in beiden je drei Wochen Ferien machen zu können.

Bei einem Ausflug zum Prislop-Gipfel erklärte uns Lehrer Engelmann: „In dieser Gegend findet man zahlreiche Beerenfrüchte wie Himbeeren, Walderdbeeren, Brombeeren, Johannisbeeren und Heidelbeeren. Kennt jemand noch eine Beerenart die hier zu finden wäre?“ Prompt meldet sich Willi Huhn und meinte: „Ja, Herr Lehrer, Braunbärn!“

Im Ferienheim in Orawitz machten wir einen Ausflug in der Umgebung des Ortes mit Professor Stürmer. Als wir durch den Wald wanderten, fragte er uns:

„Und, Jungen, was wisst ihr über Pilze, die hier auch wachsen?“

Es meldete sich Hansi Diplich und erklärte: „Pilze wachsen nur an feuchten Stellen im Wald und auf Wiesen, und sie sehen deshalb auch wie Regenschirme aus, Herr Lehrer.“

Leider wurde die Banatia-Schule im Herbst 1944 als Lazarett der Roten Armee eingerichtet. Ein Jahr später jedoch öffnete dieser Schulkomplex seine Tore für Studenten aus dem ganzen Land und auch aus dem Ausland als „Medizinfakultät Temeswar“.

Eine besondere Verbindung zur „Banatia“ hat unsere Familie, hier absolvierte mein Bruder Otto die Volksschule und das Gymnasium. Ich habe auch die Volksschule und sechs Klassen des Gymnasiums dort absolviert – Bakkalaureat in der Bega. Unsere Schwiegertochter Gerlinde und unser Sohn Herbert haben die Medizinische Hochschule absolviert und zur Zeit macht unser Enkel Alexander sein Medizinstudium – in englischer Sprache - hier zwischen den Mauern der „Banatia“ von einst. So sind drei Generationen unserer Familie mit der Bildungsstätte von einst, der BANATIA, eng verbunden.

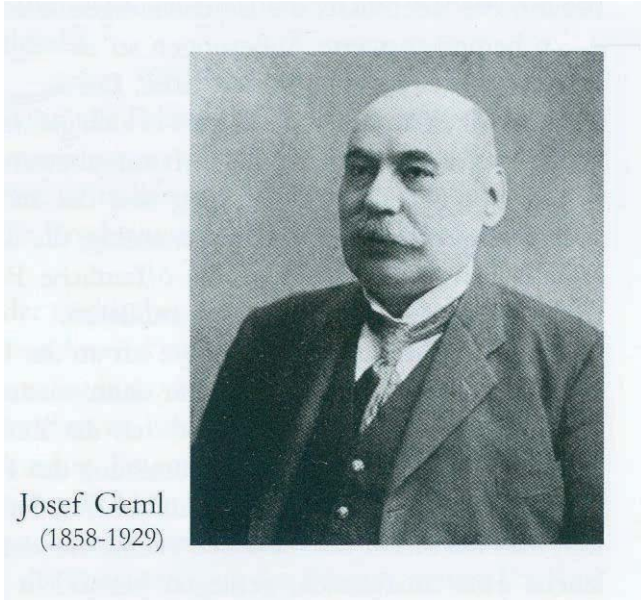




# BÜRGERMEISTER UND MONOGRAF SEINER STADT

von Walther KONSCHITZKY

entnommen aus dem "Banater Kalender" 2011; Banat-Verlag Erding 2010



Für den Entscheid des Banater Verlags, das monografische Werk „Alt-Temesvar im letzten Halbjahrhundert 1870-1920“ von Josef Geml, der letzte Bürgermeister Temeswars in der Zeit der Doppelmonarchie, wieder aufzulegen, gibt es gute Gründe.

Was der Autor auf Grund seiner nahe vier Jahrzehnte langen Erfahrung als städtischer Angestellter in hohen Funktionen, zwischen 1914 und 1919 schließlich als Stadtoberhaupt, informierend, kommentierend, aufklärend und schlussfolgernd zusammenfasst, kommt einem Vermächtnis gleich. Zum anderen war es die überraschende Feststellung, dass diese wesentlich Dokumentation zur Stadtgeschichte aus der Feder eines Zeitzeugen seit der Erstveröffentlichung 1927 in einer äußerst kleinen Auflage nicht wieder aufgelegt und in keine andere Sprache übersetzt wurde.

Die Wirkung in der Breite, die Josef Geml für sein Werk angestrebt und erhofft hatte, um die Bürgerschaft an einem Dialog über die fortdauernde Entwicklung und Modernisierung der Stadt teilhaben zu lassen, blieb ihm bis auf den heutigen Tag versagt. Bedauernd führte er an, dass angesichts der äußerst kleinen Auflage und der „enormen“ Preise „mein Herzenswunsch, wonach dieses Werk in den Buchhandlungen für jedermann erhältlich sei, nicht in Erfüllung ging, doch tröstete mich der Umstand, dass dasselbe im Wege der öffentlichen und einiger privaten Bibliotheken gelesen werden kann.“

Im Vorwort seines Buches, das er zwei Jahre vor der

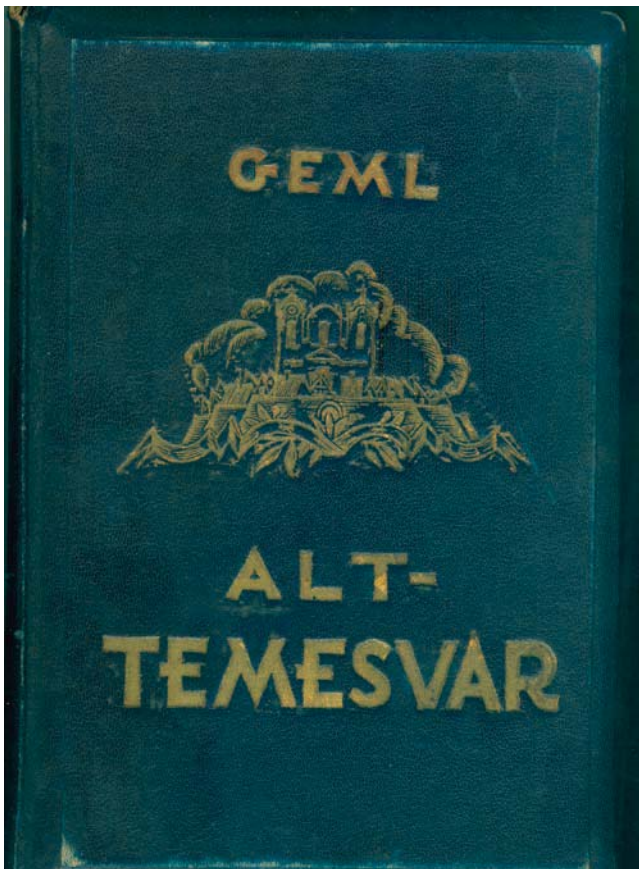
Drucklegung verfasst hat, spricht er noch die Ungewissheit der Herausgabe an – „die Frage der Vervielfältigung bleibt jedoch in Schwebe“. Zwei Jahre später dankt er in einem Nachtrag zu seiner Einführung den Förderern Sigmund Szana und Armin Lindner für Ihr Bemühen, durch das etwa hundert Bürger der Stadt für die Bereitstellung der Druckkosten gewonnen werden konnte. Als Stückzahl nennt er etwa hundert gedruckte Exemplare, die an die Förderer und an Bibliotheken übergeben wurden; näherer Angaben liegen dazu nicht vor. Treffen sie zu, so dürfte es sich um die kleinste Auflage eines Buches zur Banater Lokal- und Regionalgeschichte handeln. Es bliebe zu hoffen, dass dieser Wiederdruck dazu anregt, die große Fülle der von Josef Geml sichergestellten und übersichtlich aufbereiteten Informationen zur Temeswarer Stadtgeschichte auch in anderen Sprachen dem wissenschaftlichen Betrieb und einer breiten Leserschaft zuzuführen.

In den fünf Jahrzehnten der rasanten Stadtentwicklung, die Josef Geml in seinem monografischen Werk Alt-Temesvar im letzten Halbjahrhundert 1870-1920 überblickt und dokumentiert, vollzog sich der Wandel vom alten festungsbewehrten Temeswar hin zur bürgernahen offenen Stadt moderner Prägung. In diesem Zeitraum hat der Autor als städtischer Angestellter in verantwortungsvollen Ämtern über weite Strecken Anteil an der weitsichtigen Planung und an der erfolgreichen Umsetzung funktioneller urbanistischer Konzepte. Ein früher Schritt auf dem Weg der Herausbildung eines kompakten, den Anforderungen an zeitgemäßes Leben entsprechenden Stadtgefüges am Ausgang des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts war die Aufhebung des Bauverbots um nahe 400 Meter am äußersten Rand der Esplanade – dem stadteigenen freien Gemälde zwischen dem Festungsglaci und den Vorstädten im Jahr 1868.

Eine grundlegende Neugestaltung Temeswars konnte allerdings erst nach 1891 einsetzen, als die Entfestigung durch allerhöchsten Entscheid freigegeben wurde und große Bauflächen im begehrten Innenraum des Stadtgebietes, auch in bester zentraler Lage, entstanden. Nun bot sich die Chance einer großräumigen städtebaulichen Planung modernen Zuschnitts, vor allem zur substantiellen Erweiterung des Stadtkerns auf dem bislang im Besitz des Militärs befindlichen Glaci jenseits des äußeren, dritten Walls und auf dem Gebiet der abgetragenen Bastionen und eingeebneten Festungswerke selbst. Von diesem Stadtkern ausgehend sollte durch neu entstehend sollte durch neu entstehende Straßenzüge und Wohngebiete auf denn noch unbe-

bauten Abschnitten der Esplanade ein enger baulicher und sozialer Verbund mit den Vorstädten hergestellt werden. Ein Jahrzehnte alter Wunsch des Stadtrates und der Bürger, dem überholte militärische Konzepte hartnäckig gegenüberstanden, konnten seiner Erfüllung entgegen sehen.

Beinahe euphorisch klingt der Bericht des ehemaligen Bürgermeisters über die Verwirklichungen dieser Jahre: Eine nie zuvor gekannte Bautätigkeit setzte ein, und bei Kriegsausbruch im Sommer 1914 entsprach das neue Stadtbild in seinen Grundzügen bereits in vielen Bereichen den Vorstellungen der Ädilen und ihrer Planer. Aufbruch artig war ein anderes Temeswar entstanden, und zahlreiche Entwürfe zu repräsentativen Bauvorhaben wie auch zur Optimierung der Infrastruktur lagen auf dem Reißbrett oder standen als fertige Baupläne kurz vor ihrer Umsetzung, denn es war immer noch reichlich Raum für den Ausbau der Stadt da. Sichtbare Leistungen waren die Begaregulierung auf dem Gebiet der Vorstadt Fabrik und die Errichtung des Elektrizitätswerks – der „Turbinen“ – am Stadtrand, der große Gebäudekomplex der Piaristen mit Fabrik, die Prachtgebäude vom „Wasserpalais“ in der Josefstadt in Richtung Küttl-Platz und entlang der Bega in Richtung Ankerpalais;



**GEML-BUCH im ORIGINAL**  
**Ledergebunden,**  
**ein Geschenk von Christl KUCHAR**  
*Archiv: Fred ZAWADZKI*

auf der Elisabethstädter Seite aber waren es die neuen Straßen auf dem Grund des ehemaligen Viehmarktes zwischen Bega und Dozsa-Gasse. In dieser Zeit entstanden in sämtlichen Stadtvierteln auch eine Vielzahl kleinerer Neu- und Umbau- Abschnitte.

Der Ausbruch des Krieges brachte diese aufstrebende Entwicklung zum jähen Stillstand, und es sollte ein Jahrzehnt dauern, bis Mitte der zwanziger Jahre das Baugeschehen wieder in Gang gebracht werden konnte. Da war Bürgermeister Geml aber bereits im Ruhestand und die Stadt der einstigen Donaumonarchie nach dem Friedensschluss von Trianon im Königreich Rumänien.

Als der elfjährige Josef Geml im Juni 1869 mit seinen Eltern auf dem Pferdewagen über Holzbrücken und Gräben auf den engen Fahrwegen im Gewirr der Wälle und Bastionen schließlich durch das Siebenbürger Tor in die kaiserlich-königliche Festung einfuhr, war es – in der monografischen Rückschau des späteren Bürgermeisters – eindeutig noch das alte Temeswar.

Nur ein halbes Jahr später jedoch, am 1. November 1869 wurde die Pferdebahn eröffnet, und damit hielt für die Moderne Einzug in die Stadt. Ein Jahr zuvor war bereits das Bauverbot auf der Esplanade von 949 auf 569 Meter zurück genommen worden, so dass sich die Vorstädte der Festung ein gut Stück nähern konnten. Die drei Tore waren Nachts nicht mehr geschlossen, mehr noch: für die Pferdebahn wurden neue Durchfahrten geschaffen – für Geml weitere Zeichen der neuen Zeit im Leben der sich öffnenden Stadt.

Wie lebhaft und genau sich diese Fahrt nach Temeswar im Gedächtnis des schwäbischen Bauernjungen aus Rekasch festgesetzt hat, davon zeugt die detailfreudige Beschreibung, mit der sein Werk einsetzt. Ein genauer Beobachter all dessen, was in den folgenden Jahrzehnten in und um die Stadt geschah, sollt Geml zeitlebens bleiben. Anschaulich und aussagekräftig bietet der ausgewiesene Statistiker eine Fülle zahlengestützter Angaben, die in so gedrängter Form kaum in anderen Quellen zu finden sind.

Wer seine Einschätzungen über Einzelverwirklichungen oder über die Gesamtleistung der Bewohnerschaft Temeswars in den behandelten fünfzig Jahren anzweifeln mag, dem eröffnet sich beim aufmerksamen Lesen der zahlreichen Tabellen und Übersichtstafeln ein äußerst scharf gezeichnetes und glaubhaftes Bild; gleichzeitig legt der Verfasser Zeugenschaft über Erlebtes und Rechenschaft über eigene Leistungen ab.

Geml geht es aber in erster Linie um die Vermittlung der großen urbanistischen Leistung, die im abschließenden Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts und in den Jahren bis zum Ausbruch des Weltkriegs in Temeswar verzeichnet wurde. Wiederholt führte er die schrittweise Ein-